

# ULRICH DER RITTER

**Die Lebensgeschichte des  
Schweizers Walter Ulrich, der  
auszog, französische  
Kriegsgefangene aus deutschen  
Lagern zu befreien**

Zentralmassiv, Januar 1941:  
Ein Schweizer faßt spontan  
den tollkühnen Entschluß,  
Franzosen aus deutscher Kriegs-  
gefangenschaft zu befreien.  
Wie ein kleiner Mann im  
Alleingang eine übermächtige  
Staatsmaschinerie überlistete,  
zeigt dieser fesselnde  
Erlebnisbericht, den man  
unglaublich nennen müßte,  
wäre er nicht voll  
dokumentiert.

Man müßte eigentlich Walter Ulrich, dieses Überlebenstalent, als eine Mischung zwischen Don Quijote und dem braven Soldaten Schwejk ansehen. Als ihm die Schweiz, sein Heimatland, keine Arbeit bietet, geht er ins französische Zentralmassiv und stellt dort Käse her. So finden wir ihn im Zweiten Weltkrieg: Der Norden seines Gastlandes ist von den Deutschen besetzt, der Rest des Landes wird von der deutschfreundlichen Vichy-Regierung verwaltet. Das stolze Frankreich ist am Boden, Hunderttausende seiner Soldaten sind in deutscher Kriegsgefangenschaft, unter ihnen auch der Sohn seines Compagnons. Als Walter Ulrich dies erfährt, faßt er spontan den tollkühnen Entschluß, den schmerzlich vermißten Sohn und dringendst benötigten Helfer in der Käserei heimzuholen. Mit der idealistischen Naivität eines Don Quijote und der listigen Schlaueit eines Schwejk macht sich unser Ritter auf den Weg, um seinen gefangenen Freund zu befreien. Mit traumwandlerischer Sicherheit weicht er den Gefahren aus, mit dem Glück des Tüchtigen überwindet er alle Hindernisse. Er holt den Gefangenen heim. Und weil es einmal so gut gelang, macht er sich gleich nochmals auf

den Weg, denn im Dorf fehlen ja noch mehr tüchtige Söhne ... Die Heldenstücke des Zivilisten Ulrich, den das geradezu unwahrscheinliche Glück auch vor einem deutschen Kriegsgericht nicht verließ, würde man bei einem sie erfindenden Schriftsteller als Münchhausiaden abtun. Doch sie sind wahr, ein Stück sehr menschlicher Lebensgeschichte, die das Schicksal sich leise am Rande des so lärmigen Krieges leistete.



Walter Ulrich, geboren 1917 in St.Gallen, wanderte als junger Mann nach Frankreich aus. Während des Krieges befreite er mehrere Franzosen aus deutscher Gefangenschaft, bevor er von der Gestapo gefangen genommen und zu Festungshaft verurteilt wurde. Lebt heute in Luzern/Schweiz.

Walter Ulrich

# Ulrich der Ritter

*erzählt von Ruedi Leuthold*

SV INTERNATIONAL  
SCHWEIZER VERLAGSHAUS ZÜRICH

© 1986 by SV international/  
Schweizer Verlagshaus AG, Zürich  
Printed in Switzerland  
by Meyer Druck AG Jona, CH-8645 Jona  
ISBN 3-7263-6473-0

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## *1. Kapitel*

### In deutscher Gefangenschaft

Es gibt im Leben eines Menschen nur ganz wenige Augenblicke, in denen er mit allen Sinnen aufgehen kann, in denen er eins ist mit seiner Vergangenheit, mit seiner Zukunft, mit seinen Hoffnungen, mit seinen Vorstellungen von Glück: seltene Augenblicke, in denen sich die äussere Wirklichkeit mit seiner Innenwelt deckt. Einen Herzschlag lang vergessen wir alles, was wir uns je vorgenommen haben, wir wollen überhaupt nichts, keine andere Welt und kein besseres Ich, nur diese köstliche Sekunde leben, die uns später so glücklich erscheinen wird, dass wir sie nie vergessen können.

Vielleicht ist es ganz natürlich, dass sich der Mensch ausgerechnet dann auf diese Fixsterne in seiner Erinnerung zurückzieht, wenn er in Wirklichkeit am weitesten von jedem Glücksgefühl entfernt ist, wenn er so hoffnungslos, zerschlagen, verraten und verzweifelt ist, wie ich es damals war, am 24. Juli 1941 in Deutschland, im Polizeipräsidium der Stadt Stettin, in der Folterkammer der Gestapo.

Gnadenlos ist nicht das richtige Wort für die Art und Weise, wie ich behandelt wurde. Wohl kann-

ten die beiden SS-Schergen, welche die Aufgabe hatten, mir das Pensum 25 zu applizieren, keine Gnade. Dazu kam aber, dass die mächtigen Männer in ihrer matt glänzenden Ledermontur zu dumpf schienen, das Wort Gnade überhaupt zu kennen. Sie führten einen Befehl durch. Sie erledigten, pflichtbewusst und methodisch, eine Aufgabe. Das einzige, was ich in ihren Gesichtern an geistiger Regung wahrnehmen konnte, war der verzweifelte Wille, ihre Arbeit gut und zur Zufriedenheit der Vorgesetzten zu machen. Nach sechs harten Hieben mit dem Gummiknüppel lag ich schlaff am Boden. Ich weinte und schrie. Das ersparte mir die restlichen 19 Mordsstrieche nicht, welche zum vollständigen Pensum 25 gehörten.

Die Schergen schleiften mich wieder ins Büro des Dienststellenleiters der Geheimstelle 16. Die Stimme des Gestapochefs war freundlich. «Nehmen Sie Platz», forderte er mich auf.

Meine Schmerzen waren zu gross, als dass ich hätte sitzen können. Verkrümmt stand ich vor dem Schreibtisch in der Mitte des Zimmers und blickte auf die riesige Karte, die an der Wand hing. Sie war mit Stecknadeln übersät, welche die deutschen Stellungen bezeichneten. Frankreich, Holland, Belgien besetzt. Deutsche Soldaten im norwegischen Narvik. In Afrika von Tripolis bis an die ägyptische Grenze vorgestossen. Griechenland, Jugoslawien, Kreta von deutschen Truppen eingenommen. Und mit Riesenschritten drangen die Heere der Achsenmächte in Russland vor. Generalfeldmarschall von Rundstedt mit der 6. und 17. Armee hatte Lemberg genommen und marschierte durch die Pripjet-

sümpfe Richtung Kiew. Generalfeldmarschall von Bock mit 48 Divisionen hatte Smolensk erobert und befand sich auf dem Weg Richtung Moskau. Die Heeresgruppe Nord hatte sich bis fast zum Finnischen Meerbusen vorgekämpft. Ich lehnte elend am Pult eines deutschen Gestapooffiziers, der mich nicht unfreundlich musterte.

«Sehen Sie, wie weit wir Deutschen gekommen sind», bemerkte er und deutete auf die Welt, die hinter seinem Rücken von farbigen Stecknadeln gepeinigt wurde. Er hatte eine sanfte Stimme. Vielleicht sprach er mit dieser sanften Stimme zu seiner Frau. Vielleicht liebte er seine Frau.

«Sie werden doch nicht glauben», schnurrte er weiter, «dass wir von Ihnen nicht erfahren werden, was wir erfahren wollen.»

Ich schwieg.

«Wie alt sind Sie eigentlich?»

«Vierundzwanzig.» Das Krächzen kam aus meiner Kehle.

«In der Schweiz aufgewachsen, seit fünf Jahren in Frankreich lebend?»

Ich nickte.

Er stand auf, kam langsam um das Pult herum auf mich zu und klopfte mir leutselig auf die Schultern. Seine Augen waren wach und voll berechnenden Spottes. «Sie sind noch jung, und Sie haben» – er unterbrach sich –, «Sie können das Leben noch vor sich haben. Vielleicht machen Sie mal was für uns. Sehen Sie sich die Karte an – es lebt sich besser auf der Seite der Sieger.»

Die samtene, machtbewusste Stimme machte mich wütend. Aber grösser als die Wut im Bauch war das

Schlottern in den Knien. Mit letzter Kraft wiederholte ich, was ich bereits ein Dutzend Mal geplappert hatte: dass ich auf eigene Faust nach Deutschland gekommen sei, um einen französischen Bekannten aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien. Er lachte maliziös und zündete sich eine Zigarette an. Seine Augen musterten mich. «Sie sind ein Spion», sagte er mit der Geduld und Sicherheit eines Mannes, der es gewohnt ist, recht zu bekommen, «und wir werden von Ihnen erfahren, ob Sie für die Schweizer, die Franzosen oder die Engländer spionierten.»

Ich wurde in die Zelle zurückgeführt. Sie war drei Meter lang und einen Meter breit. Hinten in der Ecke stand ein Kübel für die Notdurft. Ich kotzte hinein. Ächzend legte ich mich auf den Boden. Der Schmerz hatte sich über den ganzen Körper verteilt und nagte an mir herum wie eine hungrige Ratte. Im Kopf herrschte ein wirres, alptraumartiges Sausen und Brausen. Nur eines war irgendwo als Gewissheit vorhanden: Wenn man mich als Spion verurteilte, musste ich sterben. Ich wimmerte vor Angst und Schmerzen. Erst nach Stunden, erst als ich den rasenden Gedankenfluss in andere Bahnen lenken konnte, wurde meine Situation erträglicher. Wie ein süßes Betäubungsmittel wirkte die Erinnerung, die Erinnerung an jenen glücklichen Augenblick in Orcival, als ich einen Herzschlag lang mit allem, was ich damals hoffte, und mit allem, was ich tat, eins geworden war. Ich lag auf dem Fussboden einer nackten Zelle im Polizeipräsidium von Stettin, und der Schmerz wurde zu einem fliegenden Teppich, auf dem ich in die Vergangenheit



schwebte, zurück zu meinen Freunden, zurück in das kleine französische Dorf in der Auvergne, das zu meiner Heimat geworden war.

Eine uralte Basilika, um die sich schutzsuchend die steinernen Häuser drängten wie eine Schafherde um ihren Hirten: das war Orcival. Am Auffahrtstag kamen jedes Jahr Tausende von Pilgern von nah und fern in dieses Dorf, um mit der schwarzen Madonna aus der Basilika auf einen Hügel zu pilgern, wo der Bischof von Clermont-Ferrand eine Messe las. Sonst klebte das Dorf ruhig und verschlafen in der Landschaft.

Der Kriegausbruch tat dem Eifer der Pilger keinen Abbruch, im Gegenteil. Sie kamen von weit her, um für die Verschollenen zu beten, für ihre Väter, Männer und Brüder, die im kurzen Kampf gegen die Deutschen umgekommen oder in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Orcival lag im unbesetzten Teil Frankreichs und beherbergte viele Flüchtlinge, die vor den Deutschen geflohen waren. Vordergründig war die Situation ruhig, die Dorfbewohner gingen ihrer gewohnten Tätigkeit nach. Aber der Krieg war nicht völlig an Orcival vorbeigegangen. Viele Männer waren nach den Kämpfen nicht nach Hause gekommen. Die Familien warteten verzweifelt auf ein Lebenszeichen. Fast schien es, als ob das Leid den tiefen politischen und gesellschaftlichen Graben überbrückte, der das Dorf seit langem getrennt hatte. Auf der einen Seite befanden sich die reichen Gutsbesitzer. Ihnen gehörten die Höfe, die grössten Häuser, sie beherrschten das Geschäft mit

den Pilgern. Sie führten die Hotels, in denen die Reisenden übernachteten, ihnen floss der Erlös zu aus den Läden, in denen Devotionalien und Souvenirs verkauft wurden. Überflüssig zu sagen, dass die Gutsbesitzer und ihr ländlich-konservativer Anhang streng katholisch waren. Jeden Sonntag fand man sie in der Kirche, und ich fragte mich, ob sie wirklich so fromm waren, wie sie dreinschauten, oder ob sie nicht im geheimen die Gewinne zählten aus ihren zahlreichen Geschäften. Jean Beaudonnat, der Sohn des reichsten und mächtigsten Gutsbesitzers, Soldat der französischen Armee, war vom kurzen und vergeblichen Kampf gegen die Deutschen nicht zurückgekehrt, und viele Rosenkränze flössen um flinke Finger.

Aber auch von Jean Méallet, Lehrer, Gemeindegeschreiber und Führer der Kommunisten, fehlte jede Nachricht. Die Kommunisten bekämpften die Macht der reichen Gutsbesitzer; sie hatten vor allem unter den Landarbeitern Anhänger gefunden und unter den Jungen, die gezwungen waren, in der Industrie von Clermont-Ferrand zu arbeiten. Der Krieg schob die Auseinandersetzungen in den Hintergrund. Das Schicksal der Verschollenen wog schwerer. Die Familien beider Lager teilten die Angst, und schrecklichste Vermutungen über das Schicksal der Angehörigen machten die Runde.

Zwei Millionen französischer Kriegsgefangener befanden sich in den Händen der Deutschen, die nicht viel länger als einen Monat gebraucht hatten, um Frankreich einzunehmen. Am 22. Juni 1940 wurde in Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet. Von Vichy aus regierte Marschall Pétains Marionettenregierung.

In London rief General de Gaulle zur Fortsetzung des Widerstandes auf. In Orcival wurde das Schicksal der verschollenen Angehörigen und Freunde diskutiert. Ich hatte auf dem landwirtschaftlichen Betrieb von Marcel Bony die Käseproduktion eingeführt und mir dadurch die Achtung des ganzen Dorfes erworben. Für Marcel Bony war ich mehr als ein Kompagnon; ich gehörte zu seiner Familie.

Auch von Roger, dem 20jährigen einzigen Sohn der Bonys, der 1939 eingezogen worden war, fehlte seit Ausbruch des Krieges jedes Lebenszeichen. Die Sorge um das Schicksal des Sohnes hatte eine zersetzende Wirkung auf das vorher so fröhliche Leben in unserem Betrieb. Angst quälte die Eltern, und mir schnürte die Hilflosigkeit den Atem ab. Ich war jung und kräftig und nicht daran gewöhnt, ein Unglück tatenlos hinzunehmen. In meinem Herzen wuchs ein verrückter Plan. Nein, es war noch kein Plan, vielmehr eine kleine Idee, ein Phantasiegebilde, das mir half, das lähmende Gefühl der Ohnmacht zu ertragen.

Ich wurde am 7. April 1917 in St. Gallen geboren. Mein Vater war ein gewöhnlicher Arbeiter, ein intelligenter Mann, der in der Freizeit sogar Hörspiele schrieb fürs Schweizer Radio. Noch lieber aber sass er in der Wirtschaft und spielte Karten. Oft verspielte er dabei seinen ganzen Lohn. Die Mutter musste uns zwei Söhne durchbringen. Bis spät in die Nacht hinein sass sie für die St. Galler Stickereifabriken an der Nähmaschine,

bis sie auf ihrem Stuhl einschlieft.

Viel lieber als die Schule besuchte ich die städtische Müllabfuhr und stöberte in den grossen Abfallhaufen nach Messing- und Kupferdrähten, Knochen und anderem Material, für das ein Altwarenhändler dankbarer Abnehmer war. Für ein Kilo Kupferdraht bezahlte er fünfzig Rappen, einen Batzen für das Kilo Knochen, und auch wir Buben bemerkten schnell, dass die Waage des Händlers stets zu unserem Nachteil ausschlug. Wir rächten uns, indem wir mit einem Leiterwagen zum Schuppen fuhren, in welchem der Händler die Knochen gelagert hatte; wir fürchteten uns nicht vor den katzengrossen Ratten, und auch der dumpfe Modergeruch konnte uns nicht abschrecken; wir füllten das Leiterwägelchen mit dem stinkenden Gebein und verkauften dem Händler seine eigene Ware.

Ich war einer, der immer etwas Geld in der Tasche hatte.

Mein Vater kümmerte sich nicht um uns Kinder. Erst später begann ich zu ahnen, dass in seinem Herzen ein dunkler Groll verborgen gewesen sein muss. Vielleicht hat er es nie verwunden, dass er als junger Mann meine Mutter hatte heiraten und die Freiheiten eines unbeschwerten Lebens aufgeben müssen. Ich litt sehr unter der Lieblosigkeit meines Vaters, und mit 16 Jahren war meine Verzweiflung so gross, dass ich versuchte, mir das Leben zu nehmen.

Eine Lehre durfte ich nicht machen. Ich arbeitete als Ausläufer in der Bäckerei Hungerbühler. Morgens um sechs begann die erste Tour. Wie ein Verrückter raste

ich mit dem Fahrrad den Rosenberg hinauf, um den Leuten die frischen Brötchen zu bringen. Am Nachmittag war meine Arbeit zu Ende, und ich hatte Zeit, schwimmen zu gehen oder zu lesen. Ich verdiente zwanzig Franken in der Woche, das Mittagessen bekam ich umsonst.

Seltsame Geschichten bestimmen manchmal den Lauf des Lebens. Ich war so unvorsichtig, einem Bäcker zu erzählen, dass die Meisterin seine Verlobte eine «dicke Pfunzel» genannt habe; der Mann schlug grossen Krach, ich musste bei Hungerbühler vortraben, bekam zwanzig Franken Wochenlohn ausbezahlt und war entlassen.

Ich riss aus, kam bis nach Genf, wurde nach einer Woche von der Polizei aufgegriffen und wieder nach St. Gallen zurückgeschickt. Ich war, wie viele andere auch, arbeitslos.

Einmal traf ich beim Stempeln einen Schulkollegen. Er hatte sich ein Hakenkreuz auf das Hemd genäht. «Ein Nazi!» rief ich laut, «ein Nazi!» Doch die Leute reagierten nicht. Der Junge schlich davon. Es gab damals in St. Gallen viele Leute, die offen mit Hitler sympathisierten.

Am 6. Juni 1936 entschied sich mein Leben. Ich sass auf einer Bank im St. Galler Rathaus und wartete darauf, in die Schreibstube vorgelassen zu werden, um irgendwelchen administrativen Kram zu erledigen. Ein Beamter ging an mir vorbei. Plötzlich drehte er sich um und fragte: «Du bist doch wegen der Stelle in Frankreich hier, nicht wahr?» Der Mann irrte sich, doch ich packte meine Chance. Ich nickte. «Du verstehst doch was von Landwirtschaft?» fragte er.

«Ja», log ich.

Der fremde Mann gab mir die Adresse seines Bruders, der in der Nähe von Toulouse eine Käserei betrieb und einen Schweizer Arbeiter suchte.

Drei Wochen lang arbeitete ich ohne Lohn bei einem Bauern in der Umgebung, um mir die dürftigsten Kenntnisse der Landwirtschaft anzueignen. Ich lernte melken und mit der Sense Gras mähen. Dann meldete ich mich beim Sektionschef ab. Das Wohlfahrtsamt zahlte mir eine kleine Unterstützungssumme aus, welche gerade für die Fahrkarte nach Toulouse reichte. Meine Eltern waren froh, dass ich ging.

Ich war 19 und stand mit zwei Koffern im Hauptbahnhof von Toulouse. Mein Herz klopfte vor Angst und Glück und Abenteuerlust. Ich liess das Gepäck im Wartesaal stehen, überquerte langsam einen breiten, belebten Platz und betrat ein feines Restaurant. Vor dem fragenden Blick des Kellners wanderte mein Finger über die Speisekarte, blieb hier stehen, blieb dort stehen, bis der Kellner zufrieden schien und davonsauste. Ich verstand kein Wort Französisch. Aber ich speiste wie ein König, und als ich bezahlt hatte, war ich abgebrannt. So begann mein Leben in der Fremde.

Ich arbeitete sechzehn Stunden täglich. Als der Winter kam, gab es nicht mehr genügend Arbeit; ich musste gehen. Doch ich hatte käsen gelernt und fand im Departement Cantal eine neue Stelle, wieder bei einem Landsmann von mir. Auch samstags und sonntags arbeitete ich, und langsam ging mir auf, weshalb wir jungen Schweizer so beliebte Arbeitskräfte waren. Wir verstanden die Landessprache nicht, waren nicht in

der Gewerkschaft organisiert und wurden schrecklich ausgebeutet.

Als mir der Käsehändler Boucheret aus Clermont-Ferrand vorschlug, für die Familie Bony in Orcival einen Weichkäse namens St. Nectaire zu produzieren, sagte ich sofort zu. Ich konnte selbständig arbeiten und wurde anständig bezahlt. Marcel Bony hatte lediglich die Aufgabe, jeden Morgen in den umliegenden Weilern und Dörfern die Milch einzusammeln. Es war kein Problem, den Käse in den Hotels von Clermont-Ferrand und Royat zu verkaufen, das Geschäft blühte, und ich war ein geachteter Mann in dem kleinen Dorf.

Es war eine glückliche Zeit. Marcel Bony, der Kompagnon, war mein Freund. Oft standen wir in aller Frühe auf, um in einem nahen See armlange Forellen zu angeln, die wir zum Frühstück zusammen mit einem Liter guten Weins verspeisten. Gelegentlich gingen wir auf die Jagd, und wenn wir einen Dachs schossen, packten wir ihn in Lehm ein und warfen ihn ins Feuer, bis er gar war. Am Samstagabend trafen wir uns zu einem kleinen Umtrunk, der sich manchmal bis in den Sonntag hineinzog oder gar bis in den Montagmorgen. Dann machten wir uns wieder an die Arbeit, ob wir nüchtern waren oder nicht.

Ich lebte mit der Familie Bony unter einem Dach, und als der junge Roger nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens nicht heimkehrte, teilte ich die Sorgen um das einzige Kind. Oft sassen wir stundenlang vor dem Radio, in der Hoffnung, ein Zeichen über den Verbleib der Verschollenen zu erhalten. Am Abend besuchte ich mit Marcel die kleinen Wirtschaf-

ten Orcivals. Am Stammtisch gab es zum Roten ein unvermeidliches Gesprächsthema: Was passiert mit den Franzosen, welche den «Boches» in die Hände gefallen sind? Werden sie gefoltert? In Kohlenbergwerken zur Arbeit gezwungen? Ich ahnte, wie sich dem armen Marcel jedes Wort wie ein Pfeil ins Herz bohrte. Ich wurde still und nachdenklich. Als wir eines Abends das Restaurant verlassen hatten und schweigend nach Hause schritten, blieb ich kurz vor der Eingangstür stehen, schluckte leer und sagte: «Wenn sich Roger in deutscher Gefangenschaft befindet, hole ich ihn heraus!» Das Risiko jeder noch so verwegenen Tat schien mir leichter zu ertragen als das lähmende Gefühl der Ohnmacht. Marcel scheint diese Eröffnung nicht für sich behalten zu haben; bald hiess es im ganzen Dorf, dass der Schweizer den jungen Bony befreien wolle.



## 2. Kapitel

### Flucht

Frankreich war in drei Zonen aufgeteilt Die Demarkationslinie zog sich vom Elsass nach Tours, von dort fast rechtwinklig hinab nach Biarritz. Der belgischen Grenze entlang bis zum Ärmelkanal zog sich ein verbotener Streifen, von den Deutschen «Rote Zone» genannt Hier wurden Waffentransporte und Truppenverschiebungen vollzogen. Die streng bewachte und über tausend Kilometer lange Demarkationslinie zerriss das Land. Es war für uns nicht einmal möglich, einen Brief in den besetzten Teil Frankreichs zu schicken.

Zwei Tage lang residierte die französische Regierung von Marschall Pétain, die den Waffenstillstand mit den Deutschen unterzeichnet hatte, in Clermont-Ferrand. Dann wechselte sie in den mondänen Kurort Vichy, wo die Unterkünfte besser waren.

Die Einführung von Lebensmittelkarten störte uns kaum. Die Produktion von Butter und Käse bot eine günstige Voraussetzung, um durch Tausch zu allen Grundnahrungsmitteln zu kommen. Den Krieg konnten wir nur vom Hörensagen.

Manchmal zog ich ein Foto hervor, das jemand von mir

und von Roger Bony bei seinem letzten Heimaturlaub aufgenommen hatte. Es war schon beinahe ein Jahr her. Zum Spass hatte ich seine Uniform angezogen und ihn umarmt.

Wir erfuhren, dass die Deutschen für die französischen Kriegsgefangenen Sammellager einrichteten, sogenannte Stalags. Von dort aus wurden die gefangenen Soldaten zur Arbeit in Fabriken und auf Bauernhöfen abkommandiert.

Einmal sagte Marcel zu mir: «Du bist der einzige, der einen französischen Gefangenen befreien könnte, denn du sprichst Deutsch *und* Französisch.» Sonst sprachen wir nicht mehr von der Sache.

Am 16. November 1940 brachte der Briefträger eine Karte des Kriegsgefangenen Roger Bony. Auf vorgedruckten Zeilen war zu lesen, dass er sich in deutscher Obhut befinde und gesund sei. Einigen wenigen handgeschriebenen Worten entnahmen wir, dass er sich in Bourg-Fidèle aufhalten musste. Auf der Landkarte fanden wir eine Ortschaft dieses Namens im Norden Frankreichs, an der Grenze zu Belgien, in einem Gebiet, das vom Kohlenbergbau lebte.

Zur selben Zeit erhielten die meisten Familien in Orcival ein Zeichen über den Verbleib ihrer Angehörigen. Schnell erfuhr man alle Neuigkeiten. Jean Beaudonnat, der Sohn des Gutsbesitzers, wurde in Deutschland gefangengehalten, ebenso wie Méallet, der kommunistische Lehrer.

Mich interessierte nur Roger Bony, der Sohn meines Kompagnons. Da er sich noch innerhalb Frankreichs befand, brauchte ich nur die Demarkationslinie und

die verbotene Zone im Norden Frankreichs zu überqueren, nicht aber die deutsche Grenze. Niemand von den Bonys erinnerte mich an mein Vorhaben. Doch als der Käsehändler Boucheret aus Clermont-Ferrand nach Orcival kam, um eine Ladung Käse mitzunehmen, fragte ich ihn, ob er keine Kunden habe jenseits der Demarkationslinie, in der besetzten Zone.

Durch Boucheret war ich zu meiner Stelle in Orcival gekommen, wo ich mich zum ersten Mal in meinem Leben als nützliches Glied in der Gemeinschaft fühlte. Boucheret half mir auch dieses Mal. Er habe die Absicht, sagte er, nach Moulins ins besetzte Gebiet zu fahren, um eine Ladung Käse abzuliefern. Allerdings wisse er noch nicht, wie er über die Demarkationslinie komme. Um die Brücke überqueren zu können, brauchte es ein «Laisser-passer» der deutschen Besetzer. Ein solches bekamen aber nur die Bewohner an der Grenze, welche auf der anderen Seite arbeiteten. Nach kurzen Beratungen entschieden wir, auf gut Glück loszufahren. Ich wollte hinunter, um Roger Bony zu befreien.

Ich habe diesen Entschluss nie wirklich gefasst. Das junge Herz ist stärker als der Verstand. Es wägt nicht ab, überspringt den Gedanken an die Gefahr, stösst, drängt, schiebt vorwärts und ist doch nicht mehr als ein kleiner Ball auf den Wogen hochschäumender Gefühle. Dankbarkeit bewegte mich, weil ich unter der rauen Bevölkerung der Auvergne einen Platz gefunden hatte, wo ich nützlich war und geschätzt wurde. Hinaus wollte ich, um meine Kraft zu erproben und

Anerkennung zu gewinnen. Ich hatte in meinem eigenen Leben genügend Erniedrigungen erlebt, und litt nun mit den Leuten des Dorfes unter der Arroganz und Machtbesessenheit der deutschen Herrenmenschen. Ihnen einen französischen Kriegsgefangenen wegzuschnappen war genau die richtige Herausforderung für mein erwachtes Selbstvertrauen.

An einem nassen, kalten Mittwoch im Dezember 1940 fuhr mich Marcel Bony mit seinem klapprigen Citroën nach Clermont-Ferrand. Hier traf ich den Käsehändler Boucheret. Sein Auto war mit Käse schwer beladen. Wir machten uns sofort auf den Weg. Boucheret hatte unangenehme Neuigkeiten. In Vichy hatte Marschall Pétain seinen Ministerpräsidenten Pierre Laval entlassen. Die Besetzer witterten dahinter ein deutschfeindliches Manöver und verschärften als Antwort die Kontrollen an der Demarkationslinie, der wir uns in gemächlicher Fahrt näherten. Unser Gespräch drehte sich nur um die Frage, wie wir ins besetzte Gebiet hinkommen würden.

La Madeleine war ein kleiner Vorort am Ufer des Allier. Jenseits des Flusses, im besetzten Gebiet, befand sich die Stadt Moulins. Die Brücke wurde von deutschen Soldaten bewacht. Boucheret rief seinen Kunden an, den Ladenbesitzer Pierre Dutoit. Innert einer Stunde befand sich Dutoit bei uns. Er besass einen Passierschein.

Vor wenigen Tagen war ein deutscher Wachtposten auf der Brücke erschossen worden, eine der ersten Taten des erwachenden französischen Widerstands. Der Schütze hatte sich mit einem Sprung in den Fluss vor

den Verfolgern gerettet und war entkommen. Darauf hatten die Deutschen einige französische Geiseln erschossen. Es herrschte eine gespannte Stimmung, berichtete uns der Händler, für den die Käsefracht bestimmt war. Die Deutschen seien äusserst misstrauisch. Dutoit versicherte uns, dass die Bevölkerung sehr deutschfeindlich eingestellt sei, und wir beschlossen, das Bürgermeisteramt von La Madeleine aufzusuchen. Für alle Fälle nahm ich zwei Käselaibe mit. Eine etwa vierzigjährige Frau, die Sekretärin des Bürgermeisters, war zuständig für die Ausstellung von Identitätspapieren. Offen schilderten wir ihr unser Anliegen, berichteten ihr, dass Boucheret seinen Käse verkaufen und ich meinen Freund befreien wolle. Sie machte grosse Augen und fragte, ob wir wüssten, was wir von ihr verlangten. Der Geschäftsmann aus Moulins appellierte an das nationale Gewissen der Sekretärin, und als ich ihr die zwei Käselaibe auf das Fensterbrett legte, siegten die patriotischen Gefühle endgültig. Nun bekamen Boucheret und ich Identitätskarten, die uns als Bewohner von La Madeleine auswiesen. Die hilfreiche Beamtin warnte uns vor voreiliger Freude. Es brauche einen triftigen Grund, um von den Deutschen ein Laisser-passer zu erhalten.

Wir besaßen einen Lastwagen voll Käse für ein Gebiet, in dem die Lebensmittel bereits knapp wurden, und das schien uns ein triftiger Grund zu sein. Trotzdem klopfte mein Herz, als wir uns auf die deutsche Kommandantur begaben. Das Wartezimmer war voller Menschen. Erst nach einer Stunde wurden wir in einen

Raum geführt, wo hinter einem langen Tisch zahlreiche Fronthelferinnen sassen. In ihrer Mitte thronte ein deutscher Offizier. Er war jung und hatte rote Haare. Ich überreichte ihm die Identitätskarten und erklärte, dass wir mit dem Händler aus Moulins schon vor längerer Zeit einen Vertrag über die Lieferung von Käse abgeschlossen hätten und nun mit der ersten Fracht unterwegs seien. Er interessierte sich sehr für mich, fragte nach meinem Geburtsort in der Schweiz und erkundigte sich nach Einzelheiten der Käsefabrikation. Dann gab er einer uniformierten Soldatin den Befehl, zwei Passierscheine für dreissig Tage auszufüllen, die er unterschrieb und mit einem Stempel versah. Ich musste ihm versprechen, das nächste Mal einen Käse mitzubringen.

Ohne Probleme kamen wir über die mit Stacheldraht gesicherte und von deutschen Soldaten bewachte Brücke. Wir fuhren zur Markthalle, wo Dutoits Frau einen Stand hatte. Ich musste mich zuerst an die veränderte Situation gewöhnen: Es wimmelte hier von deutschen Soldaten. Dutoit lud uns zum Mittagessen ein. Man sagte mir, dass um ein Uhr nachts ein Zug nach Paris abfahre, in Moulins würden alle Passagiere kontrolliert. Boucheret wünschte mir viel Glück und verabschiedete sich. Um den deutschen Strassenpatrouillen nicht aufzufallen, begab ich mich schon früh am Abend auf den Weg zum Bahnhof. Auf Anordnung der Deutschen waren alle Fenster verdunkelt, ich tappte durch finstere Strassen. Ich wusste nicht, wie ich die deutschen Kontrollen am Bahnhof umgehen sollte, aber ich war zuversichtlich. Seit dem Abschied in Orcival be-

wegte mich ein Hochgefühl, das mich vergessen liess, das meine Mission auch scheitern könnte.

Am Bahnschalter löste ich die Fahrkarte nach Paris. Wie bei allen französischen Bahnhöfen hatten die Fahrgäste eine Sperre zu passieren. Ich sah, dass an jeder Sperre ein deutscher Soldat postiert war, der die Ausweise der Reisenden kontrollierte. Ich setzte mich in ein nahes Restaurant. Es war voller deutscher Soldaten. Ich begann ein Gespräch mit ihnen in deutscher Sprache und war überrascht, wie interessiert sie sich zeigten und wie gerne sie sich mit einem Landeskundigen unterhielten. Das brachte mich auf den Gedanken, in die Schalterhalle zurückzukehren und mit einem der Soldaten ein Gespräch anzuknüpfen.

«Darf ich mich setzen?»

Überrascht schaute mich der Deutsche an. Er schien sich zu langweilen, und ich begann das Gespräch mit einem altbewährten und völkerverbindenden Konversationsthema.

«Scheisswetter», bemerkte ich. Der Uniformierte stimmte zu, und damit verstanden wir uns auch schon. Ich musste ihm erzählen, was ich über französischen Wein und über französische Mädchen wusste, er schwärmte von deutschem Sauerkraut und von deutschen Mädchen. Ich erfuhr, dass sein Kontrolldienst um 23 Uhr beendet sei.

«Nachher lade ich dich zu einem Cognac ins Bahnhofbuffet ein», sagte ich. Das Buffet lag hinter der Sperre. Kurz vor elf Uhr kam die Ablösung. Die beiden Soldaten salutierten, der neue nahm seinen Platz ein. Ohne dass einer der beiden daran dachte, meinen Ausweis

anzuschauen, kam ich ins Innere des Bahnhofes. Während wir in aller Ruhe einen Cognac tranken, fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Unter der Aufsicht eines deutschen Offiziers wurde jeder Eisenbahnwagen kontrolliert, alle Reisenden mussten sich ausweisen. Die Prozedur dauerte 45 Minuten. Als sie vorbei war, führte mich der deutsche Kamerad zum Bahnsteig. «Machs's gut», schrie er mir mit glänzenden Augen nach. Ich hatte ihm erzählt, ich würde in Paris eine scharfe Französin besuchen. Ich verdrückte mich in ein leeres Abteil und wurde nicht mehr belästigt, bis wir morgens um sieben Uhr im Gare de Lyon ankamen. Die Bonys hatten mich nicht nur mit genügend Geld versorgt, in einem kleinen Koffer befand sich auch ein ausreichender Vorrat an Lebensmitteln. Nichtsahnend schritt ich mit meinem Gepäck zum Ausgang des Bahnhofes. An einem kleinen Häuschen wurde ich von zwei französischen Eisenbahnern gestoppt. Sie forderten mich auf, den Koffer zu öffnen, und legten alle Lebensmittel auf eine Waage. Dann erklärten sie die Ware für beschlagnahmt. Ich wurde zornig und schrie sie an, ich sei auf dem Weg, einen ihrer Landsmänner aus der Gefangenschaft zu befreien, und auf den Notvorrat angewiesen. Sie lachten nur und sagten, das könne jeder sagen, ich sei nichts als ein kleiner Hamsterer. «Und ihr», entgegnete ich wütend, «raubt den kleinen Leuten das Fressen und stopft es euch selber rein.» Als sie die Polizei holen wollten, verduftete ich.



Ich fand ein kleines Hotel in der Nähe des Bahnhofs. Der Wirt, dem ich den Zwischenfall erzählte, war empört. Auch er wusste eine Geschichte: Vor wenigen Tagen hatte die deutsche Besatzungsmacht die Gebeine des Herzogs von Reichstadt, des Sohnes von Napoleon, in den Invalidendom überführen lassen. Am 15. Dezember 1940 waren es genau hundert Jahre her gewesen, dass Napoleons Überreste von Sankt Helena in den Invalidendom gebracht worden waren. Die Deutschen versprachen sich eine günstige Wirkung auf die Franzosen, wenn sie nun den Sohn des Kaisers, der in der Wiener Kapuzinergruft bestattet worden war, an die Seite des Vaters brachten. Doch die Pariser blieben zu Hause, und nur einige deutsche Soldaten standen Spalier, als der Sarg mit dem verfaulten Rest des Herzogs in den Dom getragen wurde. «Statt Asche hätten wir lieber Kohlen», bemerkte der Wirt mit bitterem Humor, «und statt Knochen lieber Fleisch gesehen.» Ich blieb zwei Tage in Paris und versuchte, Informationen über die Lage im besetzten Teil Frankreichs zu erhalten. Von Reims aus wollte ich die weiter nördlich gelegene verbotene Zone durchqueren und nach Charleville gelangen. In Reims besass ich die Adresse eines Gemüsehändlers, der einige Monate in Orcival als Flüchtling verbracht hatte und danach in seine Stadt zurückgekehrt war. Von ihm erhoffte ich mir weitere Hilfe.

Ich traf so spät am Abend in Reims ein, dass ich sofort ein Hotel in der Nähe des Bahnhofs aufsuchte. Die Betten waren alle besetzt, doch als ich dem Besitzer erklärte, ich sei unterwegs, um einen Franzosen aus der

Gefangenschaft zu befreien, liess er mich in einer Badewanne schlafen.

Die Familie des Gemüsehändlers, die ich am andern Tag aufsuchte, starrte mich an wie einen zum Tode Verurteilten, als ich sie von meinem Vorhaben unterrichtete. Auch in Reims hatten die Deutschen bereits französische Geiseln erschossen. Doch vom Gemüsehändler erhielt ich auch eine ermutigende Auskunft. Hin und wieder kämen deutsche Soldaten aus der verbotenen Zone nach Reims, um sich auf dem Markt mit Lebensmitteln einzudecken. Jedesmal herrsche eine grosse Aufregung, weil niemand die Wünsche der Besatzer verstehe.

«Ich werde versuchen, mich den Deutschen als Dolmetscher anzudienen», rief ich, «vielleicht gelingt es mir, mit ihrer Hilfe die verbotene Zone zu durchqueren.»

Es regnete, als ich am frühen Samstagmorgen durch die grosse Markthalle von Reims stöberte. Plötzlich kam der Sohn des Gemüsehändlers angerannt und machte aufgeregte Zeichen. Am Stand gestikulierten der Händler, seine Frau und sechs deutsche Soldaten. Ich stellte mich den Deutschen als einen Verwandten der Familie vor und anerbote mich zu helfen. Der Feldwebel war sehr erfreut. Er kaufte den halben Stand leer und bezahlte mit druckfrischer Besatzungswährung, dann zogen wir zum nächsten Stand. Der Vorgesetzte verhandelte, ich übersetzte, drei Soldaten packten die Ware in Säcke, die andern schleppten sie auf den Lastwagen.

«Komm mit», winkte der Feldwebel nach getaner Ar-

beit. In einem nahen Restaurant musste ich zwei Flaschen Wein bestellen. Die Soldaten packten mitgebrachte Konserven aus und assen. Feindselig beobachteten uns die übrigen Gäste des Lokals. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Ich erfuhr, dass der Feldwebel, ein Österreicher, 1938 dem Aufruf Hitlers gefolgt und «heim ins Reich» gegangen war. Lautstark schwadronierte er vom baldigen Sieg über England. Dort werde kein Stein auf dem andern bleiben, rief er und hob das Glas, um auf das Heil Hitlers anzustossen. Dann wollte er ins Bordell. «Verstehen Sie», krakeelte er, «meine Männer brauchen Zerstreung.»

Ich muss ihn verwirrt angeschaut haben, denn er stiess mich in die Seite und lachte laut: «Als Ortsansässiger werden Sie ja wohl das Bordell kennen!» Das Blut stieg mir in den Kopf, aber nicht aus Scham. Ich fürchtete, meine Unwissenheit würde mich verraten. Angestrengt schaute ich zum Fenster hinaus. In der Mitte des Platzes lenkte ein Polizist mit geübten Bewegungen den Verkehr. «Einen Moment», bat ich, «ich habe eben einen Bekannten gesehen.»

Ich rannte über den halben Bahnhofplatz und blieb vor dem Podest stehen, auf dem der Polizist seinen Tanz vollführte. «Die Boches wollen ins Puff», keuchte ich, «helfen Sie mir, damit ich ihnen den Weg weisen kann. Ich habe mich in das Vertrauen der Deutschen geschlichen, um einen französischen Gefangenen zu befreien. Aber wenn ich sie nicht ins Bordell bringe, bin ich verloren.»

Der Polizist verstand nicht viel von meiner Rede und hielt mich vielleicht für einen Spinner. Doch während

er fortfuhr, den Fahrrädern und Autos Zeichen zu geben, erklärte er mir den Weg zum Freudenhaus. Ich packte seine Hand, um ihn meiner Dankbarkeit zu versichern und damit die Deutschen, die mich durchs Fenster des Restaurants beobachteten, sehen konnten, wie ich mich von meinem Freund verabschiedete. Die Soldaten gingen schnell und sprachen nicht mehr viel, als wir das Lokal verlassen hatten. Eine Aura von Gewalttätigkeit begleitete den kleinen Trupp. Geilheit, Einsamkeit, dumpfe Verzweiflung trieb die Männer vorwärts. Ich sollte später noch öfters erfahren, dass es keinen besseren Moment gibt, um eine Bitte anzubringen, als diesen geladenen Augenblick vor einem kleinen Schuss Liebe. Mit Zoten und wüsten Sprüchen verbergen die harten Männer eine verletzliche Stelle ihrer Seele und werden an andern Orten weich und unvorsichtig. Während wir im Sturmschritt durch die Gassen und Strassen von Reims wetzten, um nach den Angaben des Polizisten das Bordell zu finden, fragte ich nebenbei den Feldwebel, wann sie nach Charleville zurückkehrten.

«Heute nachmittag», antwortete er.

«Das trifft sich gut», meinte ich, «so kann ich vielleicht mit euch fahren. Ich habe nämlich ein Mädchen in Charleville, das ich gerne sehen möchte.» Der Österreicher klopfte mir auf die Schulter. «Du hast ein Mädchen dort! Aber natürlich kannst du mitfahren.»

Wir mussten die Treppen eines alten Hauses hochsteigen und kamen an eine eisenbeschlagene Tür mit einer Schiebeklappe. Eine alte Frau öffnete die Tür, als

sie die Uniformen sah. Sie klatschte in die Hände, worauf sich der Raum mit einem Dutzend junger und hübscher Mädchen füllte, die ausserdem so farbig waren, dass sie bestimmt in unzähligen Punkten gegen die Rassengesetze verstiessen. Doch die Soldaten kümmerten sich einen Deut um Rassenschande, sie suchten sich die Exotischsten aus und verschwanden in einem Zimmer des oberen Stockwerks.

Nur einer blieb mit mir zusammen im plüschroten Empfangsraum sitzen. Er zeigte mir ein Foto seiner Frau und seiner beiden Kinder.

Nach einer Viertelstunde war das Détachement wieder vollzählig und hatte ein neues Begehren: private Einkäufe für die Lieben zu Hause. Zu meinem Erstaunen interessierten sie sich vorwiegend für feine Stoffe, die es in Deutschland anscheinend nicht mehr zu kaufen gab. Wir betraten auch Geschäfte, die als jüdisch gekennzeichnet waren. Es war den Besatzern verboten, hier einzukaufen, doch wenn sie ein gutes Geschäft machen konnten, taten sie es trotzdem. Nach drei Stunden, in denen ich immer den Übersetzer spielte, wurden die Soldaten müde und beschlossen, sich auf den Heimweg zu machen. Der Feldwebel hiess mich auf der Ladebrücke des Lastwagens Platz nehmen. Eine Plane schützte mich vor dem Regen.

Ich wusste, dass wir in Rethel den Aisne-Kanal überqueren und gleichzeitig den Schlagbaum der deutschen Kontrolle passieren mussten. Dann hätte ich die verbotene Zone hinter mich gebracht. Es bestanden gute Aussichten, in einem Lastwagen der Wehrmacht unbehelligt über die Brücke zu kommen. Trotzdem

überkam mich leise Angst, als wir uns der Grenze näherten. Was passierte, wenn jemand meinen Ausweis sehen wollte? Ich besass zwei: einer war in Orcival ausgestellt worden, der andere in La Madeleine. Aber keiner in Reims. Und was passierte, wenn jemand in Charleville meine Freundin sehen wollte? Mit dem Taschenmesser bohrte ich ein kleines Loch ins Verdeck und starrte in die triste Gegend hinaus, über der sich dunkle Wolken türmten.

Dann sah ich die Brücke. Die Schranke wurde nicht geöffnet, wie ich im Geheimen gehofft hatte; der Wagen musste anhalten. Ich hörte, dass der Feldwebel aus der Kabine stieg und Papiere zeigte. Mein Herz klopfte. Doch die Kontrolle dauerte nur eine Minute, dann konnten wir weiterfahren.

Entspannt legte ich mich auf einen Sack Kohlköpfe und lauschte dem sanften Geräusch des Regens, der auf die Plane plätscherte. Es war dunkel, als wir in Charleville ankamen. Der Wagen hielt vor einem Einfamilienhaus, das die Deutschen requiriert und zur Verpflegungsstation umfunktioniert hatten. Ich wollte mich rasch verabschieden, doch der Österreicher lud mich zum Nachtessen ein. Es gab Siedfleisch mit Kartoffeln und Weisskohl. Der Feldwebel sprach ununterbrochen von der Stärke der deutschen Armee. «Bald spielt Deutschland die erste Geige in der Weltgeschichte.»

Ich hütete mich, meine Zweifel auszudrücken. Aber nachdem ich das Essen beendet hatte, erhob ich mich, um endlich zu meiner Braut zu kommen. Der Österreicher wollte sie unbedingt kennenlernen, morgen habe er frei, bestürmte er mich, ob wir uns nicht treffen

könnten. Auf's Geratewohl schlug ich ihm das Restaurant Bahnhof vor. Er war einverstanden und wünschte mir augenzwinkernd eine gute Nacht. Ich zwinkerte ebenfalls, fragte mich aber insgeheim, wo ich wohl diese kalte Nacht verbringen würde.

Ich fand eine kleine Wirtsstube, in der ein schwaches Licht brannte. Nur wenige Leute sassen darin, und ich lud einen älteren Mann, der allein an einem Tisch sass, zu einem Glas Wein ein. Ich wollte nicht im letzten Moment meine Reise durch eine Unvorsichtigkeit gefährden, und so plauderte ich ausführlich mit dem Franzosen, bevor ich von meinen Plänen erzählte. Ich merkte, dass der Wein ihn viel mehr interessierte als politische und militärische Ereignisse, und bestellte noch eine Flasche. Der arme Kerl sagte, er habe genug Schwierigkeiten mit seiner Frau und könne sich nicht auch noch wegen der Besatzung Sorgen machen. Es war bereits elf Uhr, und so fragte ich ihn, ob ich bei ihm zu Hause übernachten könne. Er war einverstanden, warnte mich aber, ich dürfe mich durch die Begrüssung im trauten Heim nicht erschrecken lassen.

Bald erfuhr ich, was er gemeint hatte. Er läutete an der Tür im dritten Stock eines Mietshauses. Nach einigen Minuten wurde sie geöffnet, und ein wüster Wortschwall ergoss sich über den Mann. «Reicht es dir nicht, dich zu besaufen, musst du auch noch deine Kumpel nach Hause bringen?» schrie sie. Er schob sie zur Seite und hiess mich eintreten. In der Küche ging der Streit weiter, dann beruhigte sich die Ehefrau und

richtete mir sogar ein Bett. Ich bat um eine Landkarte. Ich rechnete aus, dass mir am andern Tag ein Fussmarsch von über fünfzig Kilometern bevorstand. Dann fiel ich in einen tiefen Schlaf.

In der Nacht hatte es geschneit. Es war noch dunkel, als ich mich auf den Weg nach Bourg-Fidèle machte, wo mein Freund Roger Bony von den Deutschen gefangengehalten wurde. Schneematsch behinderte mich beim Gehen. Alle zwei bis drei Kilometer kam ich an einem kleinen Weiler oder Dorf vorbei. In Feldern und Strassengräben entdeckte ich zurückgelassenes Kriegsmaterial. Nur selten begegnete ich einem Menschen. Hin und wieder fuhr ein Lastwagen mit deutschen Soldaten an mir vorbei. Niemand beachtete mich. Nach zwanzig Kilometern fühlte ich Blasen an meinen Füßen. Ich befand mich in einer fremden Gegend, ich kannte keinen Menschen, es war kalt, und ich hatte keine andere Wahl, als weiterzugehen. Immer mehr Blasen platzten, und meine Füße wurden nass in den Schuhen.

Um vier Uhr nachmittags erkannte ich in der Ferne die monotonen und russbedeckten Reihenhäuser eines Bergwerkdorfes: Bourg-Fidèle. Nachdem ich die ersten Häuser erreicht hatte, klopfte ich an eine Tür. Ich fragte nach dem Lebensmittelhändler Paul Quenelis. Dieser Mann, so wusste ich, versorgte das Gefangenenlager mit Esswaren und hatte demnach die Möglichkeit, mit den bewachten Franzosen in Kontakt zu treten. Man wies mich einige Häuser weiter.

Eine junge Frau öffnete die Tür. Ich bat sie, eintreten zu dürfen, und weihte sie in meinen Plan ein.



Sie schüttelte immer wieder den Kopf und konnte nicht begreifen, dass ich überhaupt ihr Dorf erreicht hatte. Sie erzählte, dass sie guten Kontakt hätten zu den Gefangenen. Sie kannte auch meinen Freund Roger Bony. Er sei schon hier zu Besuch gewesen, denn die Gefangenen hätten bereits seit einiger Zeit ein Loch in den Drahtverhau des Lagers geschnitten, welches sie zu kleinen Ausflügen benützten. Diese Nachricht erleichterte mich gewaltig. Die Flucht schien nicht allzu schwierig zu sein. Während Frau Quenelis erzählte, kochte sie mir eine feine Suppe.

Als ich am Essen war, kam ihr Mann zurück. Er befand sich auf dem Weg ins Gefangenenlager. Die Wachtsoldaten trösteten sich bei dem lausigen Wetter mit Schnapstrinken, berichtete er, er bringe ihnen jetzt den Nachschub. «Die Soldaten sind schon recht betrunken. Ich denke, das ist eine gute Gelegenheit, um Roger von deiner Ankunft zu berichten. Der wird Augen machen!»

Ich wartete in einem Hinterzimmer des Hauses. Meine wunden Füße steckten in einem Kübel warmen Wassers. Frau Quenelis riet mir, für die Flucht in jedem Fall die Nacht abzuwarten. Die Deutschen kämen nie auf die Idee, dass jemand in dieser gottverlassenen Gegend einen Fluchtversuch wagen würde. Die Wachsamkeit sei nicht allzu gross.

Plötzlich öffnete sich die Tür, und Roger trat ins Zimmer. Überglücklich umarmte er mich. Wir vereinbarten, dass er wieder ins Lager zurückkehren und erst fliehen werde, wenn die abendliche Kontrolle des Schlafsaales vorbei sei. «Also, bis heute Abend!» rief er

mir zu und schlich ins Lager zurück.

Ich war unruhig und brachte kaum die heißen Kartoffeln mit Käse hinunter, die es bei den Quenelis zum Abendessen gab. Knapp nach neun Uhr klopfte jemand leise an die Tür: Roger Bony hatte das Lager ohne Schwierigkeiten verlassen können. Er hatte sich von den Mitgefangenen verabschiedet, war durch ein Fenster aus dem Schlafsaal gestiegen und hatte durch das Loch im Zaun das Lager verlassen. Er zog seine Uniform aus und stieg in die Zivilkleider, die ich ihm mitgebracht hatte.

«Viel Glück!» Die Quenelis umarmten uns. Dann huschten wir in die kalte Nacht hinaus.

### 3. Kapitel

## Heldenzeit

«Heute nacht müssen wir es bis Liart schaffen. Das sind 45 Kilometer.» Ich flüsterte. Es war dunkel, Ausgangssperre für die Franzosen. Wir entdeckten eine Ortstafel: Maubert-Fontaine. Wir verliessen die Landstrasse und umgingen das Dorf über Felder und Äcker. Wir wollten niemandem auffallen. Quenelis hatte mir die Adresse eines Mannes namens Grenier gegeben, der in Liart ein Geschäft betrieb. Bei ihm wollten wir uns verstecken und sehen, wie wir weiterkämen.

Wir kamen schleppend voran. Meine Füsse brannten. Eine scharfe Säure schien das Fleisch von meinen Knochen zu fressen. Bis zu diesem Marsch hatte ich nicht gewusst, was körperliche Schmerzen sind. Die Füsse bestanden aus Blasen, aus frischen und geplatzten, aus blutunterlaufenen und nässenden Blasen. Es war Mitternacht. Am Morgen würde man die Flucht des Gefangenen entdecken. Bis dann mussten wir in Liart sein, wo uns der Getreidehändler weiterhelfen sollte.

Aber ich kam nicht mehr weiter. Ich musste pausieren, mich hinlegen, die Beine in die Höhe strecken. Und welche unsägliche Qual, wieder auf die Füsse zu kom-

men! Ich liess mich nach vorne fallen, um die Beine zu zwingen, sich wieder zu bewegen. Dann half die Gewohnheit weiter, das gleichmässige Stampfen der Muskeln, die ihren Rhythmus nicht unterbrochen haben wollten, obwohl das Gehirn protestierte. Ich hielt an, weil die Tränen mich blindmachten.

Roger sprach mir mit leiser Stimme Mut zu. Ich verfluchte den Schnee, der die Qual des Gehens vergrösserte. Doch der helle Schimmer half uns, weil wir uns in der unbekanntem Gegend besser zurechtfinden konnten. Wir umgingen einen kleinen Weiler. Es war weit nach Mitternacht. Ab und zu hörten wir einen Glockenschlag von einem nahen Dorf. Sonst umgab uns unheimliche Stille. Niemand begegnete uns. Ich war dankbar für jeden noch so lächerlichen Gedanken, der durch mein Gehirn flog und die Tortur des Gehens für einen flüchtigen Augenblick verdrängte. Ich sah mich, wie ich als Ausläufer der Bäckerei Hugentobler mit dem Fahrrad in St. Gallen die steile Rosenbergrasse hinauffuhr, wie ein Rennfahrer, sagten die Leute und staunten über die Kraft, die in meinen Beinen steckte.

Eine Glocke schlug fünf Uhr. Wir bemerkten, dass sich neben der Strasse eine Eisenbahnschiene hinzog. Um die Gefahr der Entdeckung zu verringern, schritten wir auf den Eisenbahnschwellen voran. Plötzlich standen wir vor einem Tunnel. Wieder musste ich eine Pause einschalten, mich hinlegen, die Beine hochlagern.

Alles war so leicht gegangen. Frech war ich in die besetzte Zone gelangt, und die Deutschen waren so über-

heblich, dass sie ihre Gefangenen nur ungenügend bewachten; Rogers Befreiung war ein Kinderspiel gewesen. Und nun steckte ich in einem stockfinsternen Tunnel und brauchte wegen einiger jämmerlicher Blasen eine Minute, um den Fuss von einer Schwelle auf die andere zu bringen. Es war lächerlich. Schwerfällig tappte ich vorwärts. Am Ende des Tunnels schaffte ich es nicht, über die Böschung auf die Landstrasse hinunterzusteigen. Wild biss ich die Zähne zusammen und liess mich hinunterrollen. Eine Ortstafel bestätigte uns, dass wir das Ziel erreicht hatten: Liart. Wie herrlich ist das Paradies, wenn man durch die Hölle gegangen ist.

Zunächst erlebten wir eine unangenehme Überraschung. Meister Grenier, der uns von Quenelis empfohlen war, bekam einen hochroten Kopf, als wir ihm erzählten, dass wir uns auf der Flucht vor den Deutschen befänden.

«Schert euch zum Teufel», schrie er, «mit den Deutschen will ich keine Schwierigkeiten.»

Zum Glück stand seine Frau unter der Tür. «Du bist ein Feigling», schrie sie ihren Mann an, der schwere Säcke auf einen Lastwagen wuchtete, «siehst du nicht, wie erschöpft die Leute sind!» Fluchend machte sich der Mann davon. Die Frau lud uns ins Haus ein. Ich hätte keinen Meter weiter gehen können.

Frau Grenier betrieb eine kleine Bar, in der auch Lebensmittel verkauft wurden. Sie führte uns in ein Hinterzimmer. Ihre Töchter betrachteten uns neugierig. Dann bereiteten sie uns eine Zwiebelsuppe zu. Ich nahm ein Fussbad.

Als wir gestärkt waren, besprachen wir die weiteren Fluchtmöglichkeiten. Frau Grenier, welche die Gegend gut kannte und auch mit den deutschen Soldaten zu tun hatte, da sie hin und wieder ihre Bar aufsuchten, meinte, dass es schwierig sei, wieder nach Reims zu kommen. Wir sollten noch zwei Tage hierbleiben, damit sich meine Füße von den Strapazen erholen könnten, und nachher versuchen, nach Laon zu kommen. Dort gebe es vielleicht eine Möglichkeit, unbemerkt in den Zug nach Paris zu gelangen. Sie bot uns einen Heuschuppen an, in dem wir schlafen konnten.

Als ich am andern Tag im kleinen Bistro sass, öffnete sich die Eingangstür, und ich vernahm deutsche Stimmen. Ein Unteroffizier und vier Soldaten betraten den Raum. Ich blieb sitzen. Als der Unteroffizier fragte, ob jemand Deutsch spreche, meldete ich mich. Ich sagte ihm, dass ich Schweizer und hier zu Besuch sei. Sofort wollte er mich als Dolmetscher verpflichten und sicherte mir gute Bezahlung zu. Leider müsse ich eine wichtige Arbeit erledigen, entgegnete ich dem Deutschen, doch ich bot ihm an, später auf seinen Vorschlag zurückzukommen.

Mit diplomatischem Geschick gelang es Frau Grenier auch, die Wut ihres Mannes zu besänftigen. Ich begriff, dass er Angst hatte. Die Deutschen liessen nicht mit sich spassen. Nach Sabotageakten des französischen Widerstandes erschossen sie immer wieder Geiseln aus der Bevölkerung.

Meister Grenier entschloss sich sogar, uns in seinem Lastwagen nach Laon zu fahren. Er berichtete uns, dass die Deutschen jeden Zug nach Paris während ei-

ner Stunde sorgfältig kontrollierten. Während dieser Zeit mussten wir Gelegenheit finden, uns in den Zug zu schmuggeln. Schweigend sassen wir im Auto. Der wolkenverhangene Himmel passte zu unserer Nachdenklichkeit.

Einige Kilometer vor Laon stiegen wir aus dem Wagen und verabschiedeten uns. Die zweitägige Pause hatte meinen Füßen gutgetan, ich spürte fast keine Schmerzen mehr. Am Bahnhof sahen wir als erstes die deutschen Soldaten, die mit aufgeflepptem Bajonett links und rechts des Eingangs postiert waren. Wir wussten nicht wie es weitergehen sollte, und folgten der Strasse, die dem Bahngleise entlangführte. Wir kamen zu einer Unterführung und erblickten ein Schild, das auf ein «Hotel Franco-Belge» hinwies.

«Komm», sagte ich zu Roger, «vielleicht erfahren wir hier etwas, was uns weiterhilft.»

Im hinteren Teil der Wirtsstube befand sich eine halbmondförmige Theke, links und rechts davon stützten Eisensäulen die Decke. Einige Zeit später würde ein deutscher Unteroffizier an einer der Säulen lehnen, ich würde beobachten, wie er inmitten eines grossen Besäufnisses den Inhalt seines Cognacglases unauffällig verschüttete, und ich würde in einem Anfall hellen Wahnsinns auf den Mann zutreten und ihm zuflüstern: «Hören Sie! Ich werde jetzt nach Deutschland fahren und einen französischen Kriegsgefangenen befreien. Was sagen Sie dazu?»

Nun aber stand die Kellnerin hinter der Theke bei einer Tür, die in die Küche führte. Wir setzten uns an ein Tischchen. Hin und wieder kam eine rundliche, energi-

sche, etwa vierzigjährige Frau aus der Küche und begrüßte die Gäste. Ich kann nicht erklären, wieso und warum, aber diese Frau erweckte mein Vertrauen.

«Sind Sie die Besitzerin hier?» fragte ich sie, als sie einen Teller Suppe an den Nebentisch brachte.

«Madame Dauchez», stellte sie sich vor, die lebenswürdige, unvergessliche Frau Dauchez. Ich bat sie um eine kleine Unterredung an einem ruhigen Ort. Sie führte uns in die Küche.

Ich machte keine langen Umstände: «Wir befinden uns in einer schwierigen Situation. Ich habe meinen Freund aus dem Kriegsgefangenenlager befreit, und jetzt müssen wir versuchen, nach Paris zu kommen. Wissen Sie, wer uns helfen kann?» Erstaunt und neugierig wollte sie jede Einzelheit unseres bisherigen Abenteuers erfahren. Immer wieder schlug sie ihre Hände zusammen. Ihr Mann kam in die Küche und hörte uns misstrauisch zu. «Verrückte Spinner», brummte er in seinen Bart, doch seine Frau nahm uns sofort in Schutz: «Ach geh, du alter Hosenscheisser, das sind Männer und wahre Patrioten!» Sie forderte uns auf, in der Küche zu bleiben, weil um diese Zeit immer deutsche Soldaten ins Lokal kamen, und tischte uns ein reichhaltiges Mahl auf. Sogar gesalzene Butter gab es. Ihre Eltern besaßen im Departement Mayenne einen Bauernhof, so kam sie zu Lebensmitteln, die anderen Leuten vorenthalten blieben. Schon damals blühte der Schwarzmarkt. Statt zu verkaufen, wurde getauscht.

Frau Dauchez war eine hervorragende Köchin, und sie stellte uns auch einen guten Wein auf den Tisch. Nach



dem Essen setzte sie sich zu uns und flüsterte: «Ich glaube, ich weiss, wie ihr durch die verbotene Zone kommen könnt. Aber ihr müsst etwas Geduld haben. Um die Mittagszeit kommen immer einige Postbeamten ins Restaurant. Ich werde sie bitten, euch zu helfen.»

Gegen zwölf Uhr betraten drei Postbeamte das Restaurant Franco-Belge. Einer steckte den Kopf durch die Küchentür hinein. Die Wirtin flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Ungeduldig warteten wir, bis die Männer gegessen hatten. Endlich kamen sie in die Küche. Die Wirtin stellte uns vor und schilderte die Situation. Wir mussten durch die verbotene Zone nach Paris kommen.

Es schien nicht das erste Mal zu sein, dass die Postbeamten mit einem ähnlichen Anliegen konfrontiert wurden. Sie schauten sich kurz an und nickten einander zu. Frau Dauchez stellte ihnen ein Glas Wein auf den Tisch.

«Frankreich liegt am Boden», begann einer, der mit seinem Vornamen als Pierre vorgestellt worden war, «die Deutschen regieren das Land. Unsere Wirtschaft wird ausgesaugt. Das französische Volk muss die Kriegskosten der Deutschen bezahlen. Wisst ihr, wieviel die Verräterregierung in Vichy den Besetzern täglich abliefern? 400 Millionen Francs – und das für die Ehre, die Stiefel der Boches auf der Brust zu haben. Doch der Widerstand regt sich. Nicht alle Franzosen sind so feige wie die Regierung. Es gibt eine geheime Presse, es gibt illegale Flugblätter, es gibt Aktionen gegen Kollaborateure. Sogar Polizisten arbeiten mit dem

Untergrund zusammen. Und auch bei der Post gibt es genügend Leute, welche für die Ehre Frankreichs einstehen.»

Gebannt hörten wir ihm zu. Solche Töne hatten wir schon lange nicht mehr vernommen. Pierre erklärte uns, dass sie ein Netz aufgebaut hätten, das es erlaube, Personen über die verbotene Zone nach Paris zu schmuggeln. Er wies uns an, in der Küche zu warten. Am Nachmittag werde man uns holen. «Der Zug kommt um 15.30 Uhr an. Haltet euch bereit.»

Um halb drei holte uns ein Postmann ab. Die Wirtin umarmte uns. Durch die Hintertür verliessen wir das Restaurant und erreichten nach einem kurzen Marsch die Hauptpost. Ein Seitengang führte uns in einen Raum, in dem sich mehrere Personen aufhielten. Alle schienen über die Organisation des Postpersonals Bescheid zu wissen.

Der Zug von Charleville nach Paris traf um halb vier Uhr in Laon ein. Einige Kilometer ausserhalb der Stadt befand sich die Grenze, welche das besetzte Gebiet von der verbotenen Zone trennte. Um von einer Zone in die andere reisen zu können, brauchte es einen von den Deutschen ausgestellten Passierschein. In Laon führten die Besatzer Kontrollen durch. Jeder Eisenbahnwagen wurde von zwei Beamten kontrolliert. Die Reisenden mussten sich ausweisen. Zum Schnellzug, der von Charleville nach Paris fuhr, gehörte auch ein Postwagen. Ein französischer Postbeamter begleitete ihn. Er hatte die Aufgabe, die neueingegangenen Säcke zu sortieren.

Roger und ich erhielten eine Mütze, wir mussten einen

grauen Staubmantel anziehen. So sahen wir aus wie Männer von der Post. Und dann stiessen wir zusammen mit zwei echten Postangestellten den Wagen mit den Säcken zum Hauptbahnhof, über ein Gewirr von Bahnsteigen und Geleisen, an schwerbewaffneten deutschen Soldaten vorbei, dorthin, wo der Schnellzug nach Paris halten würde.

Kaum stand der Zug still, sprangen wir in den Postwagen. Der Beamte, der darin die Säcke bündelte, erfasste die Situation sofort. Wir erkannten, dass die illegale Schleuse nicht zum ersten Mal funktionierte. Ich wollte Pierre 500 Francs zustecken für seine Hilfe. «Bist du verrückt», wehrte er ab. «Wir ziehen alle am gleichen Strick. In dieser Zeit muss jeder dem andern helfen.» Wir drückten einander die Hand. Dann stellten wir uns in eine Ecke. Rings um uns türmte der Postmann Säcke auf. Frankreichs Postverkehr ruhte schliesslich auf unseren Schultern; wir glaubten zu ersticken. «Die Kontrolle dauert eine halbe Stunde», flüsterte uns der Freund zu.

Nach einer qualvollen Wartezeit hörten wir, wie ein Deutscher den Wagen bestieg. Er schien nach etwas Verdächtigem zu suchen, fummelte an Postsäcken herum, schob sie weg. Jetzt ist alles aus, dachte ich. Ein Pfiff ertönte: Der Offizier hatte die Kontrolle beendet. Der Deutsche liess die Säcke stehen und verliess den Wagen. Aus Sicherheitsgründen wurden wir erst zwanzig Minuten später aus der ungemütlichen Lage befreit. Endlich konnten wir wieder atmen.

Auch die Beamten, die in Paris den Postwagen entlu-

den, zuckten mit keiner Wimper ob der unkonformen Fracht. Sie halfen uns, den Bahnhof über die Postablagestelle zu verlassen. So brauchten wir keine Sperre zu passieren.

In Paris besuchten wir eine befreundete Wirtefamilie. Begeistert wurden wir empfangen; ich erhielt einen Vorgeschmack auf das, was ich in Orcival erleben sollte. «Mon petit Suisse», rief die Wirtin und umarmte mich, «vous êtes l'as des as.» («Sie sind das As der Asse.») Ich verbrachte eine ruhige Nacht. Roger war nervöser als ich. Monate war er in Gefangenschaft gewesen. Jetzt fehlte noch ein kleines Stück, der Übergang von der besetzten in die unbesetzte Zone, und dann war er wieder zu Hause, in seiner schönen, ländlichen, wilden Auvergne.

Wir fuhren mit dem Zug nach Villeneuve, etwa zwanzig Kilometer vor Moulins, das von den Deutschen stark bewacht wurde. Von hier aus rief ich den Ladenbesitzer Pierre Dutoit an, dem ich vor knapp zwei Wochen zusammen mit dem Käsehändler Boucheret eine Fracht St. Nectaire abgeliefert hatte.

«Was!» schrie Dutoit durchs Telefon, «du hast es geschafft!» Er war völlig aus dem Häuschen. «Jeden Tag haben wir von dir gesprochen.» Drei Stunden später stand er mit seinem Wagen vor dem Bahnhof. Auf Umwegen führte er uns in sein Haus nach Moulins. Nach dem Abendessen besprachen wir, wie wir am besten über die Demarkationslinie ins unbesetzte Frankreich gelangen konnten. Mein Freund Roger Bony besass keine Papiere, aber er hatte meine Körpergrösse und

eine ähnliche Haarfarbe. Ich besass noch den Passierschein, den ich mir bei der Anreise erschwindelt hatte und mit dem ich ohne Probleme nach La Madeleine hinüberwechseln konnte. Wir mussten den Tausch versuchen. Roger sollte am frühen Morgen mit dem Fahrrad und meinem Passierschein die deutschen Kontrollen passieren. Etwas später sollte Dutoits zwölfjähriger Sohn Auguste nach La Madeleine fahren und den Ausweis zurückbringen.

Es beruhigte uns, dass dichter Nebel über dem Fluss lag, als wir nach einer schlaflosen Nacht die Fenster öffneten. Schweigend tranken wir Kaffee. Roger bekam einen Mantel, in dem er wie ein Fabrikarbeiter aussah. Dutoit holte ein Fahrrad mit Anhänger aus dem Keller. Ich händigte Roger den Passierschein aus und begleitete ihn, bis wir durch den Nebel die Lichter jener kleinen Häuschen ausmachen konnten, an denen in früheren Jahren der Brückenzoll entrichtet werden musste. Jetzt sassen schwerbewaffnete deutsche Soldaten darin. Die Brücke war mit einem Stacheldrahtverhau gesichert.

Roger stieg aufs Fahrrad, ich beobachtete, geschützt von einer Hecke, den weiteren Ablauf. Ich sah, wie mein Freund lässig vom Rad stieg und einem Soldaten den Ausweis reichte. Eine Taschenlampe leuchtete auf und zeigte das bleiche Gesicht Rogers. Nach dreissig Sekunden, in denen meine Knie weich wurden wie guter Camembert, erhielt er den Ausweis zurück. Der Soldat gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Ganz langsam, als ob er befürchtete, im letzten Moment zurückgeru-

fen zu werden, stieg Roger aufs Fahrrad und radelte behutsam davon.

Die einheimische Bevölkerung wusste genau, wann die Wachtablösungen stattfanden. Etwa um acht Uhr machte sich der Junge auf den Weg, um meinen Ausweis zurückzubringen. Danach lieh er mir sein Fahrrad. Ohne Probleme kam ich über die Brücke. Roger wartete vor dem Rathaus von La Madeleine. Wir fielen uns in die Arme. Die Fahrräder stellten wir an einem bestimmten Ort unter, so dass sie später von der Familie Dutoit zurückgeholt werden konnten.

Sofort rief ich den Käsehändler Boucheret an, der uns mit seinem Auto abholte und nach Clermont-Ferrand führte. Hier warteten in einem Bistro bereits die Bonys, die Eltern meines Freundes. Der Sohn wurde unter Tränen umarmt, und Marcel wandte sich an mich: «Diese Schuld werde ich nie begleichen können.» Ich winkte ab. Unbekannte Leute, die Zeugen des Wiedersehens geworden waren, drückten uns die Hand und feierten mit uns. Erst spät machten wir uns auf den Heimweg. Noch dreissig Kilometer trennten uns von Orcival. Mächtig, still und dunkel wie ein riesiges Tier wachte die uralte steinerne Basilika über den kleinen Häusern; das Dorf schien zu schlafen. Da öffnete sich die Tür des Hauses von Roger Bony, seine Grossmutter trat heraus und fiel ihrem Enkel um den Hals. Wir gingen alle ins Haus. Und hier, in der grossen Stube, war fast die ganze Dorfbevölkerung versammelt.

Das war mein Augenblick.

Als ich siebzehn war, habe ich einmal in der Küche den Gashahn aufgedreht. Vielleicht aus einem nichtigen Grund, wer weiss, aber einem jungen Menschen kann das Leben schon sinnlos vorkommen, wenn er sich ungeliebt und nutzlos vorkommt. Zufällig fand mich meine Mutter bewusstlos auf dem Küchenboden liegend. Ich lebte, mit der schmerzhaften, aber heilsamen Einsicht, dass man sein eigenes Glück niemandem anvertrauen darf, sondern selber schaffen muss. Ich verliess die Stadt, in der ich aufgewachsen war; ich wurde in Frankreich von meinen Landsleuten geschunden und ausgebeutet; ich biss mich durch und eroberte mir durch harte Arbeit den Respekt der Auvergnaten und die Freundschaft meines Kompagnons, und jetzt, als ich in die Stube trat, in der die Bürger Orcivals versammelt waren und mir zujubelten, jetzt war ich einer der ihnen, jetzt war ich zu Hause. Ich war der Held des Dorfes.

## 4. Kapitel

### Der Beweis

Aber bereits in der Stunde des Triumphs war das Verderben eingeschlossen. Wie in einem feinen Öl badete ich in der Bewunderung der Leute. Die Zuneigung, die aus ihren Augen leuchtete und die mir so Wohltat, besass eine kleine Schwester – die Erwartung. Jetzt hatte Orcival einen Helden. Von einem Helden erwartete man weitere Heldentaten. Ich liess mir den Ruhm schmecken. Man kannte mich in den umliegenden Dörfern, man rief mich in die Bistros und lud mich zu Wein und Pastis ein. «Walter, was bist du für ein frecher Hund», sagten mir die Saufkumpane, und mit allen Einzelheiten erzählte ich zum hundertsten Mal die Geschichte von Rogers Befreiung. Und auch die Mädchen veränderten sich. Jetzt drängten sie sich an meine Seite, wenn ich die abenteuerlichen Szenen der Reise schilderte. Sie warfen mir dunkle Blicke zu, voller unverschämter Neugier. Sie standen wie zufällig vor dem Haus, wenn ich meine Arbeit beendete. Jetzt brauchte der Schweizer Käser die Zärtlichkeit nicht mehr in einem kleinen Bordell in Clermont-Ferrand zu kaufen.

Ich bekam Zutritt zur feinen Gesellschaft von Cler-



mont-Ferrand. Bei der helvetischen Vereinigung, die in der Stadt ihren Sitz hatte, wurde ich ein gerngesehener Gast. Ich lernte Jeannette Bellone kennen, die schlanke, schwarzhaarige Tochter eines reichen Auslandschweizers. Sie gefiel mir ausserordentlich, doch ich war viel zu scheu, um mich ihr zu erklären. Der Präsident der helvetischen Vereinigung war Monsieur Claire, ein Zahnarzt. Ihm gestand ich meine Liebe zu Jeannette. Er sprach mit dem Vater des Mädchens, und dieser liess mir mitteilen, er habe nichts dagegen, wenn ich mich mit seiner Tochter träfe.

An einem Sonntag fuhr ich mit dem Autobus nach Clermont. Ich hatte meine besten Kleider angezogen. Im Haus der Bellones wurde ich herzlich empfangen. Der Vater schenkte mir einen Aperitif ein und sagte, er sei sehr beeindruckt von meiner mutigen Tat. Wenn er gewusst hätte, wie tief in den Hosen mir das Herz steckte! Jeannette war so hübsch, eine selbstbewusste und gebildete Tochter, dass ich kaum den Mut fand, das Wort an sie zu richten. Schliesslich wagte ich es, sie zum Mittagessen einzuladen. «Einverstanden», antwortete sie und lächelte so, dass ich fast nicht mehr atmen konnte. Nur wir zwei allein sassen an einem kleinen Tischchen in einem Bistro an der Place de Jaude. Wir plauderten viel belangloses Zeug, bis ich endlich über die Lippen brachte, was ich schon lange sagen wollte.

«Hast du eigentlich bemerkt», fragte ich, «dass du mir etwas bedeutest?»

Ihre hellen Augen blickten mich an, ich fühlte einen

Stich im Herzen, sie hauchte: «Ja», und auch ich sei ihr nicht gleichgültig. Noch lange sassen wir nebeneinander und wärmten uns mit lieben Worten. Wir kamen auch auf die Befreiung Rogers zu sprechen. Jeannette nahm meine Hand und sagte, sie habe riesige Angst vor einem weiteren solchen Unternehmen und ich möchte doch ihr zuliebe mein Leben nicht mehr riskieren. Ich antwortete nichts. Es war mir unbehaglich zumute.

Tatsächlich war Jeannette die einzige Person im ganzen Departement, die nicht wünschte, dass ich einen weiteren Kriegsgefangenen befreite. Fast jede Familie besass einen Verwandten, der in einem deutschen Lager Zwangsarbeit verrichtete, und die vielen Hinweise, die ich erhielt, mündliche und schriftliche, waren nur allzu deutlich. Zögernd und verlegen oder offen und mit hohen Geldangeboten verbunden – jeden Tag meldeten sich neue Bittsteller. Ich war verwirrt. Einerseits war es unmöglich für einen Einzelnen, allen Bitten nachzukommen, andererseits belasteten die Erwartungen und Hoffnungen, die in mich gesetzt wurden, meine Gedanken und mein Gewissen. War es nicht eine moralische Pflicht, meine Kraft einzusetzen für die Menschen, die mir geholfen hatten eine zweite Heimat zu finden? Ich war ein unverdächtiger Schweizer, sprach sowohl Deutsch wie Französisch und war die einzige Person weit und breit, die es sich zutrauen konnte, einen Franzosen aus deutscher Gefangenschaft zu befreien. Ich zog mich zurück. Um den drängenden Bitten der Leute auszuweichen, vertiefte ich mich in die Arbeit. Ich lehrte Roger das Handwerk der

Butter- und Käseherstellung. Dann besuchte mich Aimée Beadonnat, die hübsche, blonde Tochter eines reichen Enzianhändlers. Ihr Mann steckte in einem deutschen Kriegsgefangenenlager. «Komm mich besuchen», bat sie, «ich möchte etwas besprechen.»

Orcival lebte vorwiegend von der Landwirtschaft. Während der Wallfahrtszeit und im Sommer sorgten Touristen dafür, dass die sechs Hotels des kleinen Ortes besetzt waren. Die Beadonnats waren die Besitzer der fünf grössten Höfe in der Umgebung, ausserdem führten sie auf dem Dorfplatz ein Devotionaliengeschäft, das dank der Pilger reichen Gewinn abwarf. Durch die Heirat des jungen Jean Beadonnat mit der Tochter des Enzianhändlers hatte die Familie ihren Einfluss noch vergrössert.

In den Jahren vor dem Krieg war in Frankreich die «Volksfront», eine linke Regierung von Sozialisten und Kommunisten, an der Macht. Vielleicht war das der Grund dafür, dass in vielen ländlichen Gebieten Lehrerpaare unterrichteten, die mit den Kommunisten sympathisierten. Auch meine Sympathien galten in jenen Jahren den linken Kräften, obwohl ich nie viel Zeit hatte, Politik zu betreiben. Die Méallets, das kommunistische Lehrerpaar, bildeten den Gegenpol zu den katholischen Beadonnats. Aber jetzt steckte auch Lehrer Méallet in Kriegsgefangenschaft.

Der Lehrerin Claire Méallet hatte ich ein unangenehmes Erlebnis zu verdanken, das mich sehr kränkte. Sie hatte mich bei der Gendarmerie als deutschfreundlich angeschwärzt.

Schon einmal hatte ich mit der französischen Gendar-

merie Schwierigkeiten bekommen. Das war im Sommer 1938 gewesen, noch an meinem früheren Arbeitsort. Edouard Daladier war französischer Ministerpräsident, und in Paris wurde das englische Königspaar mit einer Militärparade begrüsst. Ich war aber damals schon ein erbitterter Gegner des Nationalsozialismus. Der Hass und der Grössenwahn, die in diesem Tausendjährigen Reich steckten, schienen mir eindeutig auf einen Krieg hinzuführen. Das Panzergerassel und Flugzeuggedonner, das in Paris zu Ehren des englischen Königs George VI. veranstaltet wurde, gaukelte dem französischen Volk eine Sicherheit vor, die durch nichts gerechtfertigt war. Das hatte ich dem französischen Verteidigungsministerium geschrieben und es auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die von den Deutschen drohe. Wenig später erhielt ich Besuch von der Polizei. Sie fragten, ob ich noch alle Tassen im Schrank hätte und wieso ich als Schweizer auf die verrückte Idee käme, einem französischen Ministerium Ratschläge zu erteilen.

In Orcival tauchten die Polizisten um zehn Uhr morgens in der Käserei auf, wenige Tage bevor ich mich auf den Weg machte, um Roger Bony zu befreien. Sie redeten ein bisschen um den heissen Brei herum, bevor sie mir eine klare Frage stellten. Sie wollten wissen, wie ich zu den Deutschen stünde. Es war mir sofort klar, wohin die Frage zielte, und ich wurde wütend. «Es ist gescheiter, wenn ihr bei gewissen Franzosen Nachforschungen über die Deutschfreundlichkeit anstellt – dort werdet ihr schneller fündig werden!» Dass dieser Verdacht allerdings gerade auf den Chef der beiden Gendarmen, den Brigadier in Roche-

fort zutreffen sollte, wäre mir nicht im Traum in den Sinn gekommen. Es gehört zu den merkwürdigen Verwicklungen meiner Erlebnisse, dass dieselben Gendarmen, die mich wegen angeblicher Deutschfreundlichkeit verhörten, mich später vor ihrem eigenen Chef warnen sollten.

Ich vernahm, dass es die kommunistische Lehrerin gewesen war, die den Verdacht in die Welt gesetzt hatte, ich sei deutschfreundlicher Gesinnung, und zwar, weil sie annahm, ein Deutschschweizer müsse sich von der Mentalität und von der Kultur her zu den Deutschen hingezogen fühlen.

Auch ihre Schwiegereltern sassen am Tisch, als ich in Aimée Beaudonnats kostbar möblierte Stube trat.

Aimée war auf eine seltsame Art unruhig, und ich ahnte, dass sie nach Worten suchte, um ihr Anliegen loszuwerden.

«Also», fragte ich, «wo drückt der Schuh?»

Die junge Frau blickte mich unsicher an. «Kannst du nicht versuchen, Jean aus Deutschland herauszuholen?»

Ich war auf die Frage gefasst, und trotzdem fiel es mir schwer, eine Antwort zu geben. «Habt ihr euch gut überlegt, was ihr von mir verlangt?» wollte ich wissen. «Die Situation ist anders als bei Roger Bony. Jean befindet sich mitten in Deutschland. Zusätzlich zu den Übergängen in Frankreich muss ich noch die deutsche Grenze überqueren. In Deutschland kann ich mich auf niemanden verlassen, dort bin ich ganz auf mich allein gestellt. Und ich weiss nicht einmal, ob die deutschen

Eisenbahnen kontrolliert werden oder nicht – es wäre ein sehr gefährliches Unternehmen.»

Aimée Beadonnat unterbrach mich. «Wenn du Jean befreien willst, gehen wir morgen zu unserem Anwalt und überschreiben dir unseren grössten Bauernhof.»

Das Angebot verschlug mir die Sprache, aber es er-nüchterte mich auch. An eine Belohnung hatte ich nie gedacht. «Nein. Wenn ich jemanden befreie, dann tue ich es nicht für Geld und auch nicht für einen Bauernhof.»

Ich war unfähig, den Beadonnats eine klare Absage zu erteilen. So holte Aimée sämtliche Postkarten hervor, die sie von ihrem Mann erhalten hatte. Auf der ersten Karte schrieb er seiner Frau von einer Hochzeitsreise, die sie niemals gemacht hatten, die seiner Beschreibung nach aber in die Gegend von Wiesbaden führte. In einer anderen Mitteilung erwähnte er eine umständliche Reise, die sie gemacht hätten, um ein Dorf zu finden, wo ein Verwandter in einer Jugendherberge mit dem Namen «Hahn» arbeitete. Wir suchten einen Atlas und fanden tatsächlich in der Nähe von Wiesbaden einen Ort mit dem Namen Hahn. Hier lebte Jean Beadonnat als Gefangener der deutschen Wehrmacht, vermutlich in einer ehemaligen Jugendherberge.

Die Familie bestürmte mich, den Befreiungsversuch zu wagen. «Du bist unsere einzige Hoffnung, Walter», flehte Aimée mit Tränen in den Augen.

Ich versprach nichts. «Ich werde mir die Sache überlegen», sagte ich nur.

Zufällig traf ich einige Tage später Frau Méallet, die

Lehrerin. Sie lud mich zu einem Besuch ein. Ich fühlte mich schlecht und hatte ein mulmiges Gefühl im Magen, als ich an ihre Türe klopfte. Ich hatte nicht vergessen, dass sie mich bei der Polizei angeschwärzt hatte. Sie war um die dreissig, eine rundliche Frau mit dunklen Haaren. Freundlich bat sie mich in die Stube, die Frau, die an meiner Loyalität gezweifelt und einen üblen Verdacht verbreitet hatte. Sie brachte eine Tasse heissen Kaffees, und bald kam sie auf das Thema zu sprechen, welches das Dorf traumatisierte: die Kriegsgefangenen.

«Stellen Sie sich vor, wie viele Männer allein aus Orçival nicht zurückgekehrt sind! Wie viele müssen es erst in ganz Frankreich sein.» Und sie begann, die Namen der Männer aufzuzählen, die nicht in die Gemeinde zurückgekehrt waren, darunter auch den Namen des ihren natürlich. Sie hatte mit ihrem Mann ein System vereinbart, das es ihnen erlauben sollte, sich versteckte Mitteilungen zukommen zu lassen. Sie holte die vier Postkarten, die ihr Mann bisher aus der Gefangenschaft geschickt hatte. Die Anfangsbuchstaben jedes einzelnen Satzes hintereinandergestellt ergaben ein Wort, das der Name für ein Gefangenenlager in Deutschland sein konnte: Weissenhasel.

Das Gefühl der Unbehaglichkeit verliess mich nicht. Steif und einsilbig sass ich auf dem Sessel, schlürfte meinen Kaffee und wünschte mich in die Käserei zurück. In diese gespannte Ruhe hinein klang die Stimme von Frau Méallet wie trockenes Gläserklirren: «Wissen Sie, Walter», sirrte es, «mit der Befreiung von Roger Bony haben Sie meisterhaft alle Bedenken aus der

Welt geräumt, die auf Ihnen lasteten. Es gab nämlich Leute, die annahmen, Sie würden mit den Deutschen konspirieren.»

Ich war nie ein Meister der Besonnenheit, ich war aber auch nicht jähzornig, höchstens etwas aufbrausend, doch in diesem Moment war mein Zorn mächtiger als der Schatten der Kathedrale, der vor Sonnenuntergang über den Häusern der Gerechten von Orcival liegt. Brüsk stand ich auf. «Das hätten Sie mir nicht zu sagen brauchen», schrie ich, «ich weiss wohl, dass Sie es selber waren, die zur Gendarmerie von Rochefort gingen und mich der Deutschfreundlichkeit bezichtigten.»

Die Lehrerin war fassungslos. Sie zitterte bis zur Nasenspitze, so dass ihr fast die kleine, runde Brille vom Gesicht flog. Stockend gab sie zu, dass ich recht hatte. «Ich muss Sie um Verzeihung bitten», flüsterte sie. «Ich weiss, es gibt nichts, was meine Handlung rechtfertigt. Aber vielleicht verstehen Sie, dass die Kriegpsychose der letzten Jahre alle Menschen irgendwie erfasst hat. Ich habe tatsächlich angenommen, dass ein Deutschschweizer sich aus kulturellen Gründen den Deutschen anschliesst.»

Mein Zorn war nicht besänftigt. «Glauben Sie, dass jeder ein Dummkopf und Halunke ist, der nicht ganz so lange in die Schule gegangen ist wie eine Schullehrerin?» fragte ich und wurde von meiner Wut mitgerissen: «Und damit Sie einen wirklichen Beweis für meine Loyalität haben und damit Sie niemals mehr Verdächtigungen austreuen über Leute, die Sie nicht kennen, werde ich etwas machen, was kein Franzose



und keiner Ihrer patriotischsten Freunde wagen würde: Ich werde Ihren Mann aus Deutschland herausholen.»

Frau Méallet war sprachlos. Ich sagte ihr, dass ich später zurückkommen würde, um die Einzelheiten zu besprechen, und verabschiedete mich.

In der Nacht konnte ich nicht einschlafen. Meine Unbeherrschtheit hatte eine Situation geschaffen, aus der es kein Zurück mehr gab. Und dann fühlte ich wieder jenes fremde Kitzeln im Bauch, das mich an meine erste Reise erinnerte, jenes Kitzeln, welches den letzten Nerv und die hinterste Zelle meines Körpers wecken würde, weil ein Spiel mit höchstem Einsatz angesagt war: ein Spiel um Leben und Tod. Nur den Beaudonnats sagte ich nichts von meinem Entscheid.

## 5. Kapitel

### Nächte in Paris

Es war Samstag, der 16. März 1941, ich sass auf dem Dach des Autobusses, der von Clermont-Ferrand nach La Madeleine fuhr. Der Fahrtwind trieb mir die Tränen in die Augen, ich umklammerte das Eisengestell des Gepäckträgers und passte auf, dass mein Bündel nicht davonflog. Darin befanden sich: die Zivilkleider des Lehrers und Gemeinbeschreibers von Orcival, Jean Méallet, eine Pistole, die mir dessen Frau für alle Fälle mitgegeben hatte, 20'000 Francs für die festen und unvorhergesehenen Spesen der Reise, die mich tief ins Deutschland Hitlers, ins Deutschland der Konzentrationslager und der Nazigewalt führen sollte. Ausserdem begleiteten mich die Glückwünsche meiner Freunde, von denen ich mich nach einem wüsten Saufgelage verabschiedet hatte. Sowie der Segen des Priesters, in dessen Kartensammlung ich den Ablauf meiner Reise studiert hatte. Zuerst musste ich in die besetzte Zone und nach Paris gelangen. Danach hatte ich wieder die verbotene Zone zu durchqueren, die belgische Grenze zu passieren und danach, als schwierigstes Unterfangen, über die deutsche Grenze zu kommen.

«An meinem Geburtstag bin ich zurück», hatte ich meinen Freunden zugerufen, doch ich weiss nicht, ob die Botschaft noch an ihr Ohr gedrungen war. Die Auverggnaten sind einfache Leute, hin und wieder brauchen sie schlicht eine Entschädigung für all die harte Arbeit, die sie leisten, und so dauert denn ein Besäufnis in Orcival so lange, bis alle Beteiligten katzkanonenhagelvoll unter dem Tisch liegen. Dieser fulminante Höhepunkt war schon fast erreicht, als ich mich, von einer unerklärlichen Melancholie erfasst, auf mein Zimmer zurückgezogen hatte. Würde ich am 7. April 1941, zu meinem 24. Geburtstag, tatsächlich in Orcival zurücksein?

Jean Méallets Bruder war Polizeiinspektor in Clermont-Ferrand. Er begleitete mich zum Bus und veranlasste den Chauffeur, mich auf dem Dach mitreisen zu lassen. Er drückte mir die Hand und wünschte viel Glück für die Befreiung seines Bruders – später sollte er mit den deutschen Besatzern kollaborieren und, zur Zeit meiner Befreiung durch russische Soldaten, von französischen Widerstandskämpfern erschossen werden.

In Clermont-Ferrand war eben Robert Marchadier hingerichtet worden, weil er mit gefälschten Papieren und Aufrufen zum Widerstand erwischt worden war. Es war das erste Todesurteil im unbesetzten Frankreich, und ich machte mich daran, mit einem falschen Identitätspapier in die besetzte Zone zu gelangen. In La Madeleine musste ich allerdings zuerst den Passierschein erneuern.

Es war kalt auf dem Bus, mein Haar flatterte im Fahrtwind, und ich fühlte mich keineswegs in der Stimmung,

ein Liedchen zu pfeifen. Der Passierschein war noch das kleinste Problem. Gab es eine Möglichkeit, die deutsche Grenze zu passieren? Wurden in den deutschen Zügen die Ausweise kontrolliert? War es überhaupt möglich, mit den Kriegsgefangenen in Kontakt zu treten? Je länger ich überlegte, desto grösser wurden die Probleme. Ich musste zu deutschem Geld kommen, schoss es mir durch den Kopf, wie wollte ich sonst in Deutschland herumreisen? Alles Grübeln half nichts, es verstärkte nur die Kopfschmerzen, die mir das Abschiedsfest hinterlassen hatte. Ich hoffte, dass mir Kaltblütigkeit und Schlagfertigkeit im richtigen Moment helfen würden. Häuser, Äcker, grüne Wiesen und Wälder flogen vorbei, und ich versuchte, meine Angst zu vergessen.

Von La Madeleine aus rief ich meinen Bekannten Pierre Dutoit an, der bei der letzten Reise geholfen hatte. «Vous êtes complètement fou», rief er aus, als er nach einer halben Stunde bei mir war, doch er umarmte mich herzlich. Ich fragte ihn, ob sich auf der deutschen Kommandantur etwas geändert habe und ob ich meinen Passierschein wohl verlängern könne. Nur der massgebende Offizier sei ersetzt worden, beruhigte mich Dutoit, ich könne ruhig eine Verlängerung beantragen.

Ich überreichte dem deutschen Offizier meinen Ausweis, laut dem ich ein Schweizer Bürger war, der in La Madeleine wohnte und mit Käse handelte. Wieso ich so lange nicht mehr in Moulins gewesen sei, fragte er. «Ich musste meine Kunden in Clermont-Ferrand beliefern», gab ich zur Antwort.

Im Plauderton fügte ich hinzu: «Wissen Sie, es gibt in Frankreich viele Schweizer im Molkereigeschäft. ‚Le lait – ce sont les Suisses ‘, sagen die Franzosen.» Wortlos kritzelte der Deutsche etwas auf mein Papier und setzte die Unterschrift hinzu. Der Passierschein war verlängert.

Als ich auf der Brücke stand und dem Wachtsoldaten meinen Ausweis zeigte, wurde mir bewusst, dass ich für die Rückreise einen anderen Weg suchen musste. Roger Méallet war blond, trug einen eleganten Schnauz und glich mir überhaupt nicht. Im Haus der Dutoits, bei einer guten Flasche Wein und einem reichhaltigen Mittagessen, gab mein Vorhaben gewaltig zu reden. Kinder und Erwachsene bestürmten mich mit Fragen, auf die ich keine Antwort wusste. Wie ich dazu käme, zum zweiten Mal mein Leben zu riskieren, wollten sie wissen. Ich berichtete ihnen von der Begeisterung, die nach meiner Rückkehr mit Roger Bony ausgebrochen war. Und wie viele Menschen mich bestürmt hätten, auch ihre Angehörigen aus der Gefangenschaft zu befreien. Bekannte und Verwandte der Dutoits kamen, von den Kindern herbeigeholt, in die Stube und besprachen mein Vorhaben. Niemand gab ihm eine Chance. In den Augen der meisten Franzosen waren die Deutschen allmächtige und unantastbare Herrscher.

Nur die Résistance, die sich auch auf dieser Seite des Allier zu regen begann, kratzte am Lack der deutschen Unbezwingbarkeit. Es waren unbedeutende Manifestationen gegen die Diktatur der Nazis und die Verräter der Vichy-Regierung, doch sie zeigten eine psychologische Wirkung auf das Volk, das immer mehr an die

Möglichkeit und den Sinn eines organisierten Widerstands zu glauben begann.

Das Erwachen des französischen Nationalbewusstseins hatte Folgen für meine Pläne. Der Bahnhof von Moulins werde viel strenger bewacht als bei meinem letzten Besuch, warnten mich die Franzosen, es sei zu gefährlich, dort den Zug nach Paris zu nehmen. Dutoit brachte mich mit dem Auto dreissig Kilometer nordwärts. In Nevers kontrollierte nur ein verschlafener französischer Eisenbahner die Fahrkarte. Mit einer Umarmung verabschiedete ich mich von Pierre Dutoit. Ich blieb allein im Abteil, und das war mir recht so. Es wurde dunkel, der Zug ratterte, ich hing meinen Gedanken nach. Um elf Uhr nachts hielt der Zug im Pariser Gare de Lyon. Ich spähte durchs Fenster und entdeckte wieder die beiden Beamten, welche die Koffer der Reisenden nach gehamsterter Ware durchsuchten. Ich hatte keine Lust, wieder all meinen Proviant zu verlieren, und blieb, bis alle Reisenden den Zug verlassen hatten. Ich wollte abwarten, bis die Kontrolleure ihren Posten aufgaben und mich danach in der Dunkelheit zum Ausgang schleichen.

Ich hörte ein Geräusch; die Waggontüre öffnete sich. Barsch fragte der französische Eisenbahner: «Was suchen Sie hier?»

«Hör mal», entgegnete ich ruhig, «ich will nach Deutschland, um einen Landsmann von dir aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien. Ich möchte nicht, dass die dort draussen meinen Koffer öffnen.» Das war meine Taktik in fast allen Fällen, in denen ich auf die

Hilfe anderer Leute angewiesen war: Ich packte den Stier bei den Hörnern. Ich kam geradewegs zur Sache. Das war riskant, und es sollte schliesslich auch diese rückhaltlose Offenheit sein, die mich in die Fänge der Gestapo brachte. Doch es war für einen kleinen Einzelkämpfer ohne politische und wirtschaftliche Beziehungen, ohne die logistische Hilfe einer befreundeten Macht im Rücken die einzige Möglichkeit, überhaupt ans Ziel zu kommen.

Meistens wirkte gerade das Unglaubliche meiner Geschichte glaubwürdig. Keiner konnte sich vorstellen, dass jemand verrückt genug wäre, so etwas zu erfinden.

Der Eisenbahner sah mich zweifelnd an. «Und wie weiss ich, dass deine Geschichte wahr ist?» «Komm mit», forderte ich ihn auf, «in der Nähe gibt es ein Restaurant, wo mich die Leute kennen.» Auf Wegen, die mir fremd waren, führte mich der Mann zum Ausgang des Bahnhofes. Über leere Strassen kamen wir in das Lokal, in dem ich bereits mit Roger Bony gewesen war. Die Wirtin erkannte mich sofort wieder. Lachend kam sie auf mich zu. «Na, Walter, du willst doch nicht schon wieder einen Franzosen holen!» Als ich nickte, verstummte ihr Lachen, sie schaute mich erschrocken an und erklärte mich für verrückt. Dieser Meinung schloss sich auch der Eisenbahner an. Trotzdem blieb er und trank ein Glas Roten mit uns, dann drückte er mir die Hand. In der Nähe befand sich das Hotel, wo ich bereits beim letzten Mal übernachtet hatte. Ich spütete mich, um vor Beginn der Ausgangssperre dort anzu-

kommen. Schlaf fand ich keinen. Ich überlegte, wie ich zu deutschem Geld kommen konnte.

Am nächsten Tag bummelte ich durch Paris. Doch meine Devisenschwierigkeiten beschäftigten mich stärker als die weltberühmten Sehenswürdigkeiten. Ich folgte dem Boulevard Clichy und entdeckte linkerhand das Moulin Rouge. Ich schlenderte zur Place Pigalle und betrat eine Bar, die sich «Chez Robert» nannte.

Eine bezaubernde Frau stand hinter der Theke. Ich plauderte mit ihr über dieses und jenes, und es stellte sich heraus, dass es die Frau jenes Roberts war, nach welchem die Bar benannt war. Sodann tauchte Robert höchstpersönlich auf, und das war die Gelegenheit, beide zu einem Drink einzuladen. Ich rühmte die Schönheit seiner Frau, und Robert erzählte, sie sei eine berühmte Chansonnière gewesen, jetzt trete sie aber nur noch hin und wieder im eigenen Lokal auf. Nun war es an mir, vertraulich zu werden. Ich sagte, dass ich deutsches Geld brauche, um nach Deutschland zu reisen. Robert und seine Frau überlegten hin und her, und sie entwickelten einen so guten Plan, dass ich beschloss, ihn durchzuführen.

Das berühmte Pariser Nachtleben, so erfuhr ich, war keineswegs lahmgelegt. Die Nachtvögel, die sich in Cabarets, Clubs und Bars zu zerstreuen versuchten, waren deutsche Offiziere, Diplomaten und anpässlerische Geschäftsleute.

Abends um zehn Uhr sass ich zusammen mit Auguste, dem Portier meines Hotels, in einem Nachtclub namens Caprice Viennois und bestellte eine Flasche Champagner. Draussen stand ein Typ in der Phanta-



sieuniform eines Kapitäns und versuchte, die spärlichen Passanten ins Lokal zu locken, dessen schummriges Licht wohl die Verruchtheit der Pariser Nacht andeuten sollte. Es war noch zu früh, die Leute zum Eintreten zu bewegen – genau, wie Robert es vorausgesehen hatte. So würde uns genügend Zeit bleiben, mit zwei Damen anzubändeln, die an der Theke hingen, enge Röcke trugen und sich als Schauspielerinnen vorstellten. Sie animierten die Gäste zum Konsum von Champagner. Ein Teil des Erlöses gehörte ihnen. Nach Arbeitsschluss waren sie auch für andere Dienstleistungen zu haben.

Mit dem Champagner kamen zwei junge Frauen an den Tisch. Herzlich luden wir sie zum Bleiben ein. Ein Orchester berieselte uns mit süßen Melodien, zwischendurch fanden auf der Bühne kabarettistische Darstellungen statt, die sich mehr durch Ungeschicklichkeit auszeichneten als durch erotischen Charme. Ich bestellte einen weiteren Champagner. Langsam füllte sich das Lokal, zahlreiche deutsche Offiziere traten herein und suchten sich zu zweit oder zu drift einen Tisch. Sobald sie sich setzten, hatten sie auch schon ein paar Mädchen neben sich; sie schienen beliebte Kunden zu sein. Meine Begleiterin war klein und blond, sie hiess Claire. Die Kapelle versuchte es mit einem Walzer, ich blickte Claire in die Augen und sagte: «Hör mir zu. Ich stecke in einer verzwickten Lage und möchte dich bitten, mir zu helfen.» Ich erläuterte ihr meinen Plan, zu deutschem Geld zu kommen. «Also gut», meinte sie spontan, «komm morgen wieder, aber allein. Ich kenne eine Freundin, die mir beistehen

wird. Zusammen können wir ein ganzes Heer von deutschen Offizieren verwirren.» Ich lud sie auf den andern Tag zum Mittagessen ein. Auguste, der Hotelportier, und ich fuhren mit dem Taxi ins Hotel zurück. Der Franzose wollte sich für die Einladung erkenntlich zeigen und mir für die Nacht «une petite amie» besorgen. Doch ich war zu unruhig, um an Liebe zu denken. Ich ass mit Claire und ihrer Freundin, die sich Berthe nannte, in einem kleinen Restaurant nahe der Place Blanche, nachmittags besuchten wir ein Kino. Nachdem wir nochmals das Vorgehen besprochen hatten, fuhren die Mädchen mit der Metro nach Hause, um sich berufsmässig aufzumachen.

Als ich das Caprice Viennois betrat, sassen Claire und Berthe bereits an einem Tisch nahe des Eingangs. Ich setzte mich an den Nebentisch und bestellte eine Flasche Champagner. Es verging eine Stunde, bis zwei deutsche Offiziere ins Lokal traten. Sie zogen ihre Handschuhe aus und warfen abschätzende Blicke auf die wartenden Damen. Die koketten Bewegungen meiner Freundinnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Deutschen plazierten sich etwas umständlich neben die zwei Französinen, die eifrig kicherten und blinzelten. Die Herren rieben sich die Hände. Weltgewandt bestellten sie eine Flasche Champagner.

Auch ich hob meinen Kelch, um wie selbstverständlich mit den beiden Frauen anzustossen. Höflichkeitshalber schwenkten die Offiziere ihr Glas in meine Richtung. Laut sagte ich auf Deutsch: «Dankeschön, ich wünsche Gesundheit.»

Sie hielten sich allerdings nicht lange mit dem Eidgenossen auf, der in Paris in einer Molkerei arbeitete, sondern wandten sich wieder den Frauen zu. Das war mir recht so. Ich hielt mich zurück, während meine Nachbarn mit jeder Flasche Champagner, mit jedem zärtlichen Blick und mit jeder flüchtigen Berührung aufgeregter wurden. Es ging schon gegen Morgen, als sie mich leise fragten, ob ich die Mädchen kenne und ob sich mit ihnen etwas – «Sie wissen, was wir meinen» – machen liesse.

«Es sind unzimperliche Dinger», sagte ich, «nur müssen Sie sich etwas gedulden, denn das Lokal schliesst erst um fünf Uhr morgens.» Ich meinerseits hielt die Zeit meines kleinen Angriffs für gekommen. Die Offiziere waren genügend abgelenkt und im Bann der Frauen, um hinter meiner kleinen Bitte nichts Verdächtiges zu wittern. «Ich habe eine wunderschöne Geliebte in Strassburg», begann ich und erging mich in der Beschreibung ihrer Schönheit. «Ich möchte meine Freundin besuchen, denn seit Kriegsausbruch habe ich sie nicht mehr gesehen. Aber leider habe ich kein deutsches Geld. Können Sie mir nicht wechseln?» Die Bitte kam etwas unvermittelt. Doch die Deutschen schauten sich an, dann griffen sie in die Hosentaschen. Alles deutsche Geld, das sie auf sich hatten, legten sie auf den Tisch. Es waren neunzig Mark. Ich reichte ihnen den Gegenwert in französischen Francs, dann verabschiedete ich mich. Die Mädchen schickten mir ein heimliches Küsschen hinterher, die Männer waren froh, dass sie mich losgeworden waren.

Ich war zufrieden. Für meinen Aufenthalt in Deutschland brauchte ich etwa 300 Mark. Wenn es so weiterging, konnte ich Paris in drei Tagen verlassen.

Ich schlief bis in den späten Morgen. Am Boulevard Clichy traf ich mich mit Claire und Berthe. Ich fragte nicht, wie sie den Rest der Nacht verbracht hatten. Nach dem Essen führten mich die beiden Französinen in ein Hallenschwimmbad. An der Kasse konnte ich Badehosen mieten. Wir plantschten im Wasser herum und vergnügten uns, so dass ich das deutsche Geld, die verbotene Zone und Roger Méallet vergass.

Es gibt nichts Tristeres als ein Vergnügungsort ohne Kundschaft. Die Musiker spulen müde ihre Etüden ab, die Mädchen stehen sich an der Bar die Beine in den Leib, und kein freundliches Lächeln überspielt die Gier in den Augen des Geschäftsführers. So sah das Caprice Viennois am Abend aus. Die Kundschaft streikte. Hin und wieder betrat ein Deutscher das öde Lokal, keiner konnte sich zum Bleiben entschliessen. Morgens um vier Uhr rief ich den Kellner. Zwei Flaschen Champagner hatte ich zu bezahlen. Ich verabschiedete mich von den Mädchen.

«He Walter», machte Claire, «hast du nicht Lust, mit uns nach Hause zu kommen.»

Wir begaben uns in eine Dachwohnung ganz in der Nähe. Beim Eingang befand sich eine kleine Küche. Dort setzte ich mich an einen Tisch, während die Frauen im hinteren Zimmer verschwanden. Als sie wieder in die Küche kamen, hatten sie den grössten Teil ihrer Kleider ausgezogen. Sie taten, als sei das

ganz selbstverständlich. Claire bot mir ein Gläschen Weissen an. Ich willigte gerne ein. Ich brauchte etwas, um mich festhalten zu können. Und wenn es nur ein Glas war. Die kleine Claire setzte sich zu meiner Linken. Berthe war schlank und hatte braune Haare, sie setzte sich zu meiner Rechten. Sie waren hübsch und frech wie die Spatzen. «Vielleicht ist er ein bisschen scheu, unser petit suisse», sagte Claire. «Vielleicht weiss er gar nicht, wie man es macht», kicherte Berthe. Tatsächlich hatte ich bis zu diesem Moment angenommen, solche Situationen gäbe es nur in Büchern. Aber ich war jung, anpassungsfähig und lernbegierig. «Hab keine Angst, Liebling», flüsterte mir Claire ins Ohr, während sich Berthes Hand unter mein Hemd schlich. Ich beschloss, mich der kundigen Führung der Gastgeberinnen zu überlassen. Das war eine kluge Entscheidung. «Un ménage à trois», gurrte Berthe. Seitdem habe ich meine eigene Übersetzung dafür: ein süßes Durcheinander. Berthe und Claire waren bereits eingeschlafen, ich lag wach zwischen ihnen, und es kam mir vor, als würde ich es noch weit bringen mit meinem Glück.

## *Zwischenmusik* **Funiculi, funicula**

Ein Mann schrie. Es dauerte lange, bis ich erkannte, dass er versuchte, ein Lied zu singen. «Funiculi, funicula», immer wieder, unaufhörlich, ein Bruchstück aus einer italienischen Oper, und die grausam zerrissene Melodie setzte sich in meinem Gehirn fest, untilgbar wie der Sprung in einer Schallplatte. Ich lag auf dem Boden, wollte die Augen geschlossen halten, einschlummern, vergessen. Die unvernünftigen Kräfte des Lebens zwangen mich, den Kopf zu heben, die Augen zu öffnen. Der Blechnapf war gefüllt, Mittag vorbei. Funiculi, funicula.

Die Zellentür öffnete sich. «Mitkommen», rief der Wärter. Ich stand auf, schwerfällig wie eine kranke Kuh, wankte hinter dem Beamten her, vorbei am Anschlagbrett mit der Gefängnisordnung. Ich sollte noch mehrmals an diesem Anschlagbrett vorbeikommen, und einige Punkte der Gefängnisordnung haben sich in meinem Gedächtnis eingegraben:

«Toleranz bedeutet Schwäche. Aus dieser Erkenntnis wird dort rücksichtslos zugegriffen, wo es im Interesse des Vaterlandes notwendig erscheint...

Mit drei Tagen strengem Arrest wird bestraft:

— wer nach dem Weckruf nicht sofort die Schlafstätte verlässt.

Mit fünf Tagen strengem Arrest wird bestraft:

— wer sich während der Tageszeit ohne Erlaubnis auf ein Bett setzt oder legt.

Mit acht Tagen strengem Arrest und mit 25 Stockhieben zu Beginn und am Ende der Strafe wird bestraft:

— wer einem SS-Angehörigen gegenüber abfällige oder spöttische Bemerkungen macht, die vorgeschriebene Ehrenbezeugung absichtlich unterlässt oder durch sein sonstiges Verhalten zu erkennen gibt, dass er sich dem Zwang der Zucht und Ordnung nicht fügen will.»

Ich wurde zum Gestapochef geführt. Links und rechts von ihm standen meine beiden Freunde, die SS-Scher-gen. Gross und unbeweglich, den Gummiknüppel in der Hand. Pensum 25 – die Visitenkarte der deutschen Justiz. Wie vielen hatte man sie bereits um die Ohren geschlagen? 25 Schläge mit dem Knüppel oder mit der Peitsche, keiner schwächer als der andere, das waren die Folterknechte ihrem Pflichtbewusstsein schuldig. Der Dienststellenleiter begrüßte mich so höflich wie immer. «Na, wie geht's heute, Herr Ulrich? Reden wir?»

Der Mann hatte die fixe Idee, ich sei ein Spion. Und ich hatte keine Ahnung, wie ich mich von diesem Verdacht befreien konnte.

«Ich kann Ihnen nicht etwas erzählen, was ich nicht weiss.»

«Kommen Sie, Herr Ulrich. Man hat Sie mitten in

Deutschland gefasst, in der Nähe eines Strafgefängnis-  
enlagers und mit Papieren, die Sie nicht selber ge-  
fälscht haben können.»

«Ich bin hergekommen, um einen französischen  
Kriegsgefangenen zu befreien und nach Hause zu brin-  
gen.»

Das sagte ich zum hundertsten Mal. Der Gestapochef  
schüttelte nachsichtig den Kopf. «Herr Ulrich, dieses  
Märchen können Sie sich ersparen. Wieso sollten Sie  
als Schweizer einen Franzosen befreien – es sei denn,  
er wäre vielleicht ein Bonze der marxistischen Inter-  
nationale. Doch Sie behaupten, Sie wären allein und  
ohne fremde Hilfe durch Frankreich, über die belgi-  
sche Grenze und über die deutsche Grenze gelangt und  
fröhlich und unbehelligt in dem Land herumgereist,  
das den besten Polizeiapparat der Welt besitzt.»

Ich schwieg.

«Abführen.»

Ich musste die Schläge mitzählen. Eins, zwei, drei... Bei  
sechs verlor ich das Bewusstsein. Sie schütteten mir  
einen Kübel Wasser über den Kopf. Danach begann  
das Zählen von vorn. Eins, zwei, drei...

Funiculi, funicula.

Eine absurde, widersinnige Melodie.

Das Leben.

Wo war der liebe Gott?

Die Menschen, die mich zum Helden hochgejubelt hat-  
ten?

Allein in einer verkotzten und verschissenen Zelle. Als  
Kind fragte ich einmal meinen Vater in die Ruhe des  
Mittagstisches hinein, wieso er mich weniger liebe als



meinen Bruder. Er zuckte die Schultern. «Das ist einfach so.»

Ich werde kaputtgeschlagen. Das ist einfach so.

Im Büro des Dienststellenleiters der Gestapo hing eine grosse Tafel: «Bitte keine Papiere wegwerfen.»

Funiculi, funicula.

Der Sänger gab nicht auf. Vielleicht war er durchgedreht. Vielleicht drehe ich durch.

Lange hielt ich es nicht mehr aus.

Bis jetzt hatte ich nie daran gedacht, den Nazis von meinen Reisen zu erzählen. Es schien mir zu riskant. Aber vielleicht war es die einzige Möglichkeit, sie zu überzeugen, dass ich kein Spion war. Indem ich erzählte, wie ich Roger Bony aus dem Lager von Bourg-Fidèle holte. Indem ich ihnen unter die Nase rieb, wie ich nach Deutschland kam, um Roger Méallet, den Lehrer und Gemeindeschreiber von Orcival, zu befreien.

## 6. Kapitel Übergänge

Um halb vier Uhr klingelte der Wecker. Rasch sprang ich aus dem Bett und kleidete mich an. Auch Louis war aufgestanden und seine alte Mutter; sie brauten mir einen Kaffee. Angestrengt dachte ich darüber nach, was ich mit der Pistole machen sollte, die mir Frau Méallet mitgegeben hatte. Ich befand mich noch ganz genau einen Kilometer von der deutschen Grenze entfernt. Die belgischen Patrioten, bei denen ich untergebracht war, hatten mir im Detail geschildert, wie ich die Soldaten übertölpeln und nach Deutschland gelangen konnte. Was passierte, wenn der Plan misslang? Wenn ich erwischt wurde mit einer Waffe im Gepäck? Louis' knappe und entschiedene Art verriet den ehemaligen Offizier der belgischen Streitkräfte. «Du wirst erschossen», warnte er. «Denk daran, dass du illegal und mit einer Schusswaffe die verbotene Zone überquerst Das reicht für die sofortige Erschiessung.» Ich holte das gefährliche Ding aus dem Koffer und übergab es dem Belgier. «Versteck es gut! Ich hoffe, es in einigen Tagen wieder abholen zu können.»

Ich schlürfte den Kaffee. Um Brötchen zu essen, war ich zu aufgereggt. Punkt vier Uhr verabschiedete ich mich. Draussen war dunkle Nacht. Über den eintönigen Silhouetten der Reihenhäuser von Verviers lag eine bedrückende Stille. Das einzige, was ich vernahm, war das Klopfen meines Herzens. Den Anweisungen folgend, die Louis mir gegeben hatte, schlich ich vorsichtig bis ans Ende der Häuserzeile. Dort überquerte ich die Strasse und kam an eine steil ansteigende Wiese, auf deren Kuppe sich der rund um die Uhr bewachte Heckenzaun befand, der die Grenze zu Deutschland bildete. Im Zaun befand sich ein Drehkreuz, das ich leise passieren sollte. Auf der andern Seite des Hügels sollte ich mich an einer genau bezeichneten Stelle verstecken, bis um sechs Uhr morgens die Grenze geöffnet würde und die belgischen Arbeiter sich auf den Weg in die deutschen Fabriken machten. Unauffällig würde ich mich unter den Strom der Arbeiter mischen und die Strassenbahn besteigen, die nach Aachen führte.

Die Anhöhe war so steil, dass ich nur auf allen vieren hinaufkam. Nach einer knappen Viertelstunde erreichte ich den Zaun, dem ich mich, etwas unterhalb der Kuppe, entlangtastete. Der Koffer mit den Zivilkleidern Méallets störte mich. Als ich in der Dunkelheit das Drehkreuz ausmachen konnte, wartete ich einen Augenblick. Vorsichtig bewegte ich die eiserne Schranke. Sie quietschte so laut und erbost wie eine gequälte Katze. Entsetzt hielt ich inne. Die Stimme eines deutschen Mannes schrie: «Halt! Wer da!»

Ich liess mich fallen und einige Meter die Kuppe hinun-

terrollen. Auf der Höhe tauchte die Silhouette eines deutschen Soldaten auf. Vor meiner Nase vollführte der Lauf seines Gewehrs einen nervösen Tanz.

Verdammt, dachte ich und presste mich fest ins nasskalte Gras, verdammt, jetzt nur nicht bewegen, und dabei war es erst vier Tage her, dass ich in einer ähnlichen scheissverdamnten Situation gesteckt hatte.

Dank dem Hinweis eines Fahrgasts im Zug von Paris nach Soissons war ich in das kleine Nest am Ufer des Aisne-Kanals gekommen, welchen die Deutschen als Grenze der verbotenen Zone innerhalb Frankreichs bezeichnet hatten. Ich suchte die Blechbaracke auf, die man mir als Kontaktort angegeben hatte. Es war eine kleine Kneipe in der Nähe eines Waldes, die von einer jungen Frau geführt wurde. An einem Tisch saßen drei Gäste. Die Wirtin stand an der Theke und musterte mich neugierig. Ich bestellte einen Roten und fragte, ob ich sie einladen dürfe. Sie nickte so freundlich, dass ich überrascht war und fast nicht wusste, was ich weiter sagen sollte. Fragte sie sich nicht, was mich in diese gottverlassene Gegend getrieben hatte? «Ich komme mit einem ganz bestimmten Anliegen ...» begann ich.

Die Wirtin musterte mich von oben bis unten. Mit ruhiger Stimme fiel sie mir ins Wort.

«Die Fremden, die hierherkommen, haben alle das gleiche Anliegen. Sie wollen über den Fluss in die verbotene Zone.»

Mein Erstaunen vergrösserte sich noch, als die Frau mir von dem Pendeldienst erzählte, den die hiesigen Patrioten organisiert hatten, um über den Fluss zu kommen. Sie wussten genau, wann die deutschen Patrouillen die verschiedenen Abschnitte des Kanals passierten, so dass die Überfahrt fast gefahrlos war.

Es ging nicht lange, bis die von der Wirtin benachrichtigten Franzosen in der Blechbude eintrafen und in ein Hinterzimmer geführt wurden. Es waren junge Landwirte aus der Umgebung, und sie staunten sehr über meinen Mut und meine Frechheit. Sie versicherten mir, dass sie mich heil über den Fluss bringen würden. Mit einer Umarmung verabschiedete ich mich von der Wirtin. Über schmale Pfade schlichen wir durch den Wald. Als wir den Kanal erreicht hatten, wurde ich angewiesen zu warten. Die Franzosen holten das Gummiboot, das in der Nähe versteckt war.

Äste knackten; sie kehrten zurück. Das Boot war so klein, dass nur zwei Männer darin Platz fanden. Ein Seil wurde am Boot befestigt; ein Begleiter würde mich hinüberpaddeln, der andere sollte dann das Boot am Strick zurückziehen. Wir liessen es ins Wasser gleiten, ich wollte eben einsteigen, als wir ein leises Pfeifen vernahmen.

«Schnell, legt euch nieder», warnte einer der Begleiter. Dichtes Gebüsch verbarg uns vor den Blicken misstrauischer Soldaten, doch im Wasser schaukelte still und sanft unser Gummiboot, und das konnte unter diesen Umständen selbst ein Nilpferd misstrauisch machen.

Wir lagen am Boden und wagten kaum zu atmen. Auf der andern Seite des Kanals ging langsam ein deutscher Soldat vorbei, das Gewehr geschultert, eine Angelrute in der Hand; entspannt bummelte er dahin und piff ein Liedchen, während wir fast in die Hosen machten vor Angst, er würde unser Boot entdecken. Als er endlich vorüber war, warteten wir lange, bis wir sicher waren, dass man uns nicht entdeckt hatte. Mit leisen Schlägen paddelten wir ans andere Ufer.

Die Begleiter hatten mir geraten, ostwärts einen Weg durch den Wald zu suchen, um nicht auf offenem Feld einem Deutschen zu begegnen. Nach einer Stunde gelangte ich zum Waldrand. In der Ferne sah ich den Kirchturm von Laon. Es war halb sechs. Die Häuserreihen wurden dichter. Nach der Eisenbahnunterführung stand ich vor dem Hotel Franco-Belge, wo mir die kleine, unvergessene Frau Dauchez ihren Busen in den Magen drückte und mich herzlich umarmte. Pierre und die andern Postbeamten, die mir auf der letzten Reise geholfen hatten, wurden geholt. Es gab ein grosses Wiedersehen. Frau Dauchez brachte die besten Flaschen aus dem Keller, und natürlich musste ich haargenau erzählen, wie ich mit Roger nach Orcival gekommen war und wie ich es geschafft hatte, wieder nach Paris und jetzt nach Laon zu gelangen.

Es war am dritten Abend im Caprice Viennois gewesen, als mir das Glück winkte. Berthe und Claire sassen wieder am Nebentisch, und sie schäkerten so heftig mit zwei deutschen Offizieren, dass ich fast ein bisschen traurig wurde. Aber das Spiel hatte Erfolg. Als ich

die Geschichte von meiner Geliebten in Strassburg erzählte, zückten die munteren Männer ohne Weiteres ihre Brieffaschen, um mir ihre zweihundert Mark zu wechseln. Nun besass ich genügend Geld, um am anderen Tag abreisen zu können. Mit lauter Stimme bestellten die Deutschen einen Champagner. Unter dem Tisch ergriff ich Berthes Hand. «Auf Wiedersehen», flüsterte ich ihr zu, «drück mir die Daumen.»

Ich schlief nur wenige Stunden. Am frühen Morgen befand ich mich bereits am Gare de l'Est und stieg in den Zug nach Soissons. Ich knüpfte ein Gespräch an mit einem Mann, der im gleichen Abteil reiste. Ich musste versuchen, etwas über die Gegend zu erfahren, wo wir hinfuhren. Tatsächlich erwies sich der Fremde als sehr hilfreich. Er kam aus der Gegend in der Nähe der verbotenen Zone und gab mir, nachdem ich ihn ins Vertrauen gezogen hatte, die Adresse französischer Patrioten an, die mir weiterhelfen konnten. Von Soissons aus musste ich mit einem Bummelzug drei Stationen weiterfahren, und nach einem Fussmarsch von zwei Kilometern erreichte ich am Waldrand ein kleines Nest. Hier fragte ich nach einer kleinen, in einer Blechbaracke untergebrachten Kneipe.

Ich erzählte den gespannt lauschenden Zuhörern eben den Zwischenfall mit dem Gummiboot, als ich aus dem Saal des Restaurants die lauten Stimmen deutscher Soldaten vernahm. Erschrocken hielt ich inne. Frau Dauchez winkte beruhigend ab. «Die kommen fast jeden Tag und lassen sich mit Cognac volllaufen.»

«Wahrscheinlich wussten die vor dem Krieg nicht ein-

mal, dass es so etwas wie Cognac gibt», fügte Pierre hinzu.

Nachdem ich den Rest der Geschichte erzählt hatte, wollte er wissen, wie es nun weitergehe. Ich wusste es selber nicht. Die Wirtin holte eine Landkarte. Nach gemeinsamer Beratung kamen wir zum Schluss, dass es das beste sei für mich, von Laon nach Charleville zu fahren, um von dort nach Givet in die Nähe der französisch-belgischen Grenze zu gelangen.

Am nächsten Tag stellte mich Frau Dauchez dem Präfekten von Laon vor, der an meinem Vorhaben sehr interessiert war und mir viel Glück dazu wünschte. Tatsächlich war die Unterstützung, die ich überall erhielt, viel grösser, als ich hatte erwarten dürfen. Mehr noch als die Autoritäten waren es die kleinen Leute, die mich durch ihre spontane Solidarität beeindruckten. In Charleville, der nächsten Station der Reise, waren es Eisenbahner, die mich spüren liessen, dass die Widerstandskraft des Volkes gegen die Besatzer noch lebendig war. Sie sassen in einem kleinen Café in der Nähe des Bahnhofs und musterten mich erstaunt, als ich mich mit meinem Koffer an einem Nebentisch niederliess. Es kamen hier offenbar nicht viele Fremde vorbei.

Ich bat einen von ihnen um Feuer. «Ich kenne mich nicht aus in diesem Gebiet», begann ich das Gespräch und bat um Auskunft, wie ich unbehelligt die belgische Grenze überqueren könne. So kamen wir ins Plaudern, und als ich schliesslich meine Geschichte erzählt hatte, war das ganze Lokal, einschliesslich des Wirtes, um meinen Tisch versammelt. «Hier verkehren nur



Freunde», beruhigte mich ein Arbeiter, «und wir werden dir helfen, über die belgische Grenze zu kommen. Du darfst nicht den Zug nehmen, der wird gründlich kontrolliert. An der Grenze selber werden nur sporadische Kontrollen vorgenommen, um den Alkoholschmuggel zu unterbinden.»

Ein Mann erklärte sich bereit, mich anderntags mit dem Auto nach Givet an die belgische Grenze zu fahren. Er handelte mit Lebensmitteln und konnte deshalb eine grössere Benzinration beanspruchen. Der Wirt winkte ab, als ich meine Getränke bezahlen wollte. Für die Nacht stellte er mir ein Zimmer zur Verfügung. Es war der 28. März 1941. Seit zwölf Tagen war ich bereits unterwegs.

Um neun Uhr morgens holte mich mein Chauffeur ab. Nach einer halben Stunde erreichten wir Givet. Er folgte der Strasse bis auf eine Anhöhe, wo ein breiter Weg abzweigte. «Wenn du auf diesem Weg weitergehst, befindest du dich in einer Viertelstunde auf belgischem Gebiet.»

Der Weg führte steil hinunter. Nach einigen Kilometern näherten sich mir zwei Männer, die ihre Fahrräder neben sich herschoben. Als sie näherkamen, konnte ich sehen, dass sie Uniformen trugen. Es war zu spät, um mich zu verstecken. Es waren Gendarmen, doch nicht französische, sondern belgische. Sie fragten, woher ich käme. Ich sah keinen Grund, ihnen die Wahrheit zu verschweigen. «Aus Orcival im französischen Departement Puy-de-Dôme, im unbesetzten Teil Frankreichs.» Sie wollten mir zuerst nicht glauben, dass ich den weiten Weg bis nach Belgien geschafft hatte. Als ich beteuerte, ich sei unterwegs, um einen

Kriegsgefangenen zu befreien, musterten sie mich wie einen Verrückten. Trotzdem schienen sie mir schliesslich Glauben zu schenken, denn sie warnten mich vor deutschen Patrouillen. Ich bedankte mich herzlich und schritt weiter den steilen Weg hinunter, bis ich ein kleines Dorf namens Heer-Agimont erreichte. In der nächst grösseren Stadt löste ich eine Fahrkarte nach Namur.

Ich blieb im Korridor des Zuges stehen; so fühlte ich mich am sichersten. Ein etwa dreissigjähriger Mann schlich herum; dauernd blickte er zu einem andern Fenster hinaus. Schliesslich wandte er sich an mich und fing an zu plaudern. Er sei geschäftlich unterwegs, sagte er, und dabei zwinkerte er mir zu. Bald erfuhr ich, welcher Art seine Geschäfte waren. Kurz vor Namur kam der Schaffner in den Wagen. Zu zweit öffneten die Männer eine kleine Schiebetür an der Decke des Zuges. Aus einer Nische holten sie zwei grosse Pappkartons, die voller Schnapsflaschen waren. Da ich nun schon eingeweiht war, half ich dem Schmuggler, seine Ware an den Bestimmungsort zu bringen. Ich folgte ihm in ein Restaurant, wo er von den Wirtsleuten herzlich umarmt wurde.

Schon bald fuhr ein Zug nach Brüssel. Um zwei Uhr nachmittags traf ich in der belgischen Hauptstadt ein, mit dem Gefühl, dass alles wahnsinnig leicht gehe, und mit einem Bärenhunger. Den Koffer liess ich am Nordbahnhof zurück. Ganz in der Nähe entdeckte ich ein grosses Restaurant. Das Lokal war voller deutscher Offiziere, die es sich gutgehen liessen. Ich fand einen freien Tisch und eine überraschend reichhaltige Speisekarte.

Ein Kellner kam angerauscht. «Die Lebensmittelkarten bitte», machte er zuvorkommend. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich lehnte mich zurück und erläuterte dem Kellner, dass ich keine Lebensmittelkarten hätte, weil ich eben erst angekommen sei und noch keine Zeit gehabt hätte, mich über die örtlichen Gebräuche zu informieren. Der Kellner liess sich nicht erweichen. Aber ich hatte nicht vergessen, mit welcher Begeisterung der Schnapsschmuggler in Namur von den Wirtsleuten empfangen worden war.

«Bevor Sie mich hinauswerfen», sagte ich, «möchte ich Ihnen von einem kleinen Souvenir erzählen, das ich aus Frankreich mitgebracht habe. Dort füllt man es in kleinere und grössere Flaschen ab und nennt es Armagnac. Ich habe zwar nur eine kleine Flasche bei mir, doch würde ich Ihnen damit gerne eine Freude machen.» Ich hatte den Schnaps für den Fall mitgenommen, dass ich einmal eine kalte Nacht draussen verbringen müsste. Nun holte ich ihn aus dem Koffer in der Gepäckaufbewahrung, schwenkte die Flasche kurz vor den lüsternen Augen des Kellners, worauf ich mit einem prächtigen Menü und sogar einem Glas Wein bedient wurde. Ich bezahlte mit einem feinen Armagnac aus der Auvergne. Darauf bestieg ich den Zug nach Lüttich. Es war sechs Uhr abends. Die Reisenden verliessen alle in grösster Hast den Zug, um rechtzeitig zum Nachtessen zu Hause zu sein. Ich befand mich in der grossen, leeren Bahnhofhalle und fragte mich, was ich jetzt tun sollte. Ein uniformierter Eisenbahner näherte sich, er humpelte langsam auf einem Holzbein.

Die Vermutung, es könnte ein Veteran des vorangegangenen Krieges sein, ermutigte mich, ihn anzusprechen und ins Vertrauen zu ziehen. Er führte mich in ein Lokal, in dem nur Eisenbahner verkehrten. Hier erfuhr ich, dass das Gebiet von Verviers bis Eupen und Malmédy von den Deutschen besetzt war. Das angrenzende luxemburgische und französische Territorium bildete Teil der verbotenen Zone, des Truppenverschiebungsgebiets der Deutschen, die mit dem Bau des Westwalls beschäftigt waren, der sich vom Ärmelkanal aus der französischen Küste entlang hinziehen sollte.

Mit der Strassenbahn fuhr ich nach Verviers. An der Endstation sah ich eine provisorische Holzbrücke. Die Belgier hatten in einem Akt der Verzweiflung die alte Brücke in die Luft gesprengt, als sich die Deutschen näherten. Jenseits der Brücke befand sich ein Restaurant. Es trug den Namen «de la délivrance» – der Befreiung – und war trotzdem voller deutscher Soldaten. Gemäss den Anweisungen des einbeinigen Eisenbahners von Lüttich setzte ich mich an einen Tisch neben der Theke.

Der Kellner war etwa fünfzig. «Bist du Henri?» fragte ich ihn, als er die Bestellung aufnahm. Er nickte. Ich überbrachte ihm die Grüsse des Einbeinigen. Wenig später winkte er mich in ein Hinterzimmer und stellte sich als ehemaliger Hauptmann der belgischen Artillerie vor. Nach ein paar wenigen Fragen gab er mir die Adresse eines Freundes, bei dem ich die Nacht verbringen konnte.

Louis wohnte mit seiner Mutter zusammen in einem Reihenhäuschen nahe der deutschen Grenze. Ich wur-

de sofort ins Haus gebeten. Die alte Frau, die im Lehnstuhl sass, schlug immer wieder erstaunt die Hände zusammen, als ich meine Absichten erklärte. Louis sagte mir, über welchen Weg ich am andern Morgen die deutsche Grenze passieren konnte.

Nun lag ich eng an den Boden gepresst im Gras. Ich umklammerte den Griff des Koffers, der den steilen und nassen Hang hinunterzurutschen drohte. Der Deutsche auf der Kuppe oben machte schnelle und aufgeregte Schritte und schwenkte sein Gewehr hin und her, jetzt blieb er stehen und schrie wieder «Wer da!» in die dunkle Nacht hinaus. Vielleicht hatte er ebenfalls Angst. Die Nässe kroch durch meine Kleider. Stumm und starr blieb ich liegen. Langsam zog sich der Soldat zurück. Ich verharrte lange in der unbequemen Lage. Dann stand ich vorsichtig auf und kraxelte zum Zaun hinauf. Ich wagte nicht mehr, das Drehkreuz zu berühren, sondern schlich dem Zaun entlang, bis ich eine Stelle fand, wo ich ihn überklettern konnte. Auf der andern Seite stieg ich die Anhöhe hinunter. Schemenhaft erkannte ich das Haus, das Louis mir beschrieben hatte und hinter dem ich mich verstecken sollte, bis die Grenze geöffnet wurde. Es war fünf Uhr morgens. Ich brachte meine Kleider in Ordnung. Es war kalt, das Warten lang und unheimlich. Ich rauchte eine Zigarette, die ich mit beiden Händen verdeckte, so dass das Glimmen nicht zu sehen war. Der Morgen dämmerte. Ich hatte etwa zehn Kilometer zurückzulegen und

machte mich auf den Weg. Wo es möglich war, ging ich im Schutz von Häusern. Müde Männer kamen mir entgegen. Wahrscheinlich hatten sie in der Nacht gearbeitet und waren auf dem Heimweg. In der Ferne sah ich ein grosses Gebäude, das mit einer riesigen Hakenkreuzfahne beflaggt war. Es war das Stationsgebäude der Strassenbahn von Eupen nach Aachen. Immer mehr Leute begegneten mir. Langsam tuckerte eine Strassenbahn näher. Ich schloss mich den Menschen an, die in die beiden Wagen stiegen. Der Schaffner kam. Ich hatte genügend Geld bei mir, um den Fahrpreis zu bezahlen. Deutsches Geld. Ich war in Deutschland.

## 7. Kapitel

### Warten in Bebra

Der Aachner Bahnhof war nur wenige hundert Meter von der Endstation der Strassenbahn entfernt. In einem Gasthaus bestellte ich ein Bier mit Korn. Auf dem Bahnhof beobachtete ich zuerst die Wachtposten. Sie schienen sich nicht um die Reisenden zu kümmern. Nach einer Stunde Wartens fuhr ich bereits in Richtung Köln.

Ich sass allein in einem Abteil, und das war mir recht. Ich war unruhig. Wenn die Polizei in der Eisenbahn Kontrollen durchführte, war ich verloren. Zwar war alles ausländische Geld, das ich bei mir trug, in den Schuhen versteckt, aber ich besass keine Papiere, die meinen Aufenthalt innerhalb der Grenzen des Dritten Reiches rechtfertigten. Kein Visum, keinen Pass. Eine Identitätskarte, die mich als schweizerischen Einwohner von Orcival im französischen Departement Puy-de-Dôme auswies. Ich kam mir vor wie der Mann, der nackt in den Raubtierkäfig tritt. Mit der Hoffnung, dass die mächtigen Löwen ihn übersehen würden, weil sie sich den Mann nicht im Traum vorstellen konnten, der sich nackt unter sie wagte. Dann schien es mir unangebracht, die Nazis mit mächtigen Löwen zu vergleichen.

Ich nahm mir vor, mich einfach so unauffällig wie möglich zu benehmen. Ich gaffte zum Fenster hinaus. Kein einziges Bild blieb hängen von der Landschaft, die draussen vorübersauste. Mein Kopf war mit anderen Dingen beschäftigt. In Köln wechselte ich in den Zug nach Kassel. Diesmal blieb ich nicht allein. Zwei Frauen und ein älterer Herr sassen im Abteil. Aber die Miene, die ich aufgesetzt hatte, schien abweisend genug zu sein. Ich wurde nicht angesprochen. Der Zug fuhr durch Barmen, wo ich die bekannte Hochbahn sah, die nach Elberfeld führte. Die Fahrt war endlos. Nach verschiedenen Zwischenhalten, während denen ich jedesmal fürchtete, kontrolliert zu werden, traf der Zug um halb fünf Uhr in Kassel ein. Der Anschlusszug nach Leipzig liess glücklicherweise nicht lange auf sich warten. In Bebra musste ich aussteigen und zu Fuss nach Weissenhasel wandern. Nach den Berechnungen, die ich mit Hilfe eines pfarrherrlichen Atlases in Orctival gemacht hatte, war das ein Weg von etwa dreissig Kilometern. Um sechs Uhr abends fuhr der Zug in Bebra ein.

Eine Unterführung beim Bahnhof führte mich auf eine breite Strasse, der ich mit schnellen Schritten folgte. Die Strasse war recht belebt, doch ich wagte nicht, jemanden nach der Richtung zu fragen. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass ich nun ganz allein war und mir hier niemand helfen würde. Ich fühlte mich klein und unsicher, beschleunigte die Schritte, um den Menschen zu entfliehen. Erst ausserhalb der Stadt kam ich wieder zu mir. Ich stoppte einen Radfahrer in bäurischer Kleidung.



«He, Kumpel, bin ich hier richtig nach Weissenhasel?»  
«Nein, Mensch. Diese Strasse führt nach Schwarzenhasel. Weissenhasel liegt in der entgegengesetzten Richtung.»

Ich bedankte mich und wollte mich auf den Rückweg machen, als der Bauer fragte:

«Suchen Sie etwa Arbeit?»

«Nein, ich suche Weissenhasel.»

Das war nicht gerade die intelligenteste Antwort, die ich geben konnte. Aber ich brauchte Zeit, um mir eine Geschichte auszudenken. Dem Mann fehlte es offensichtlich an Arbeitskräften.

«Wenn Sie Arbeit suchen, dann können Sie bei mir beginnen, sofort, wenn Sie wollen.»

Im Zug hatten sich einige Männer über ihre Arbeit unterhalten. Aus diesem Gespräch wusste ich, dass die Arbeiter in Deutschland ein Lohnbuch vorweisen mussten.

«Ich komme von Kassel», sagte ich, «und dort habe ich leider mein Lohnbuch vergessen. Überdies werde ich in Weissenhasel erwartet. Dort habe ich bereits eine Stellung angenommen.»

Der Mann liess nicht locker. «Wenn es Ihnen nicht gefällt in Weissenhasel, dann kommen Sie zu uns nach Schwarzenhasel.» Endlich stieg er wieder auf sein Fahrrad, während ich mich auf den Rückweg machte. Wenigstens hatte mir die Unterhaltung mit dem Bauern die Angst genommen, mit der deutschen Bevölkerung in Kontakt zu treten. In Bebra fragte ich nach dem richtigen Weg nach Weissenhasel.

Ich brach mir einen Stecken aus einem Weidenbusch,

mit dessen Hilfe ich den Koffer huckepack tragen konnte. Trotzdem behinderte er mich beträchtlich auf meinem langen Marsch. Es war dunkel geworden. An einem kleinen Bach, der neben der Strasse dahinfluss, stillte ich meinen Durst. Später begegnete ich einem Mann. Er erwiderte meinen Gruss nicht. Auf der linken Brustseite seines Arbeitsgewandes trug er ein grosses P. Ich nahm an, dass es ein Pole war, der hier Zwangsarbeit verrichtete. Es beruhigte mich zu sehen, dass sich die ausländischen Gefangenen anscheinend recht frei bewegen durften. Es begann zu regnen. Obwohl es kalt war, störte mich der Regen nicht. Die Strassen waren leer, und ich konnte hoffen, niemandem zu begegnen.

Mitternacht war längst vorbei, als ich vor mir die ersten Häuser von Weissenhasel sah. Etwas abseits davon entdeckte ich eine einzelne Scheune, die mit Heu gefüllt war. Ich stieg eine Leiter empor und liess mich in das stachlige Bett fallen.

Es war unmöglich, Schlaf zu finden. Langsam verstrich die Zeit. Endlich wurde es hell. Es war ein trüber Tag: Regen und Schnee fielen durcheinander. Mit klammen Fingern suchte ich im Gepäck nach Papier und Bleistift. In französischer Sprache schrieb ich: «Ich suche den Gefangenen Roger Méallet». Dieses Papier sollte mir helfen, Roger zu finden.

Auf Umwegen, im Schutz von Hecken und Gebüsch, näherte ich mich der Strasse, die ins Dorf führte. Immer noch war die Strasse vom Bach begleitet. Ich vernahm Geräusche. Als ich mich umwandte, entdeckte ich jenseits des Gewässers einen Mann, der Holz spal-

tete. Der Mann trug die Uniform der französischen Armee. Ich wickelte die Mitteilung um einen Stein, den ich dem Gefangenen zuwarf. Als er die Botschaft gelesen hatte, winkte er mir, näherzukommen. Weit und breit war kein anderer Mensch zu sehen. Wir trafen uns am Ufer des Bachs.

«Guten Tag, Walter», begrüßte er mich, «wir haben dich erwartet.» Ich war fassungslos.

Es war Rogers Cousin, den ich angetroffen hatte. Eine verschlüsselte Mitteilung im Brief seiner Frau hatte dem Lehrer verraten, dass ich unterwegs sei. Der Franzose hatte erst am Abend die Möglichkeit, Roger meine Anwesenheit mitzuteilen. Ich zog es vor, im Schutz der Heubühne den nächsten Tag abzuwarten, anstatt den Gefangenen zu suchen, der bei einem Bauern auf dem Feld arbeitete.

Durch die Ritzen der Scheune starrte ich in den hoffnungslos düsteren Tag hinaus. Es regnete. Am Rand eines dunklen Waldes lag noch Schnee. Die Umgebung sah aus wie die verkrustete Haut eines kranken Tieres. Das schmutzige Grau der Äcker und Wiesen. Nichts rührte sich. Nicht einmal ein Tier zeigte sich und half mir, für einen Augenblick den Hunger zu vergessen. Es war lange her, seit ich zum letzten Mal etwas gegessen hatte. Die Stunden schlichen vorüber, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. Obwohl ich tief im Heu eingegraben war, fror ich. Ich wünschte nichts anderes, als diesen traurigen Ort so rasch wie möglich verlassen zu können.

24 Stunden nach der ersten Begegnung traf ich am Ufer des Bachs, im Schutz einer Hecke, den französi-

schen Verbindungsmann wieder. Roger habe vor Erregung kaum schlafen können, berichtete er und übergab mir ein Paket mit Esswaren, das eine unbekannte Frau in den Vereinigten Staaten für die Kriegsgefangenen in Deutschland abgeschickt hatte. Er erklärte mir den Weg, den ich zu gehen hatte. Ich musste eine Holzbaracke am Waldrand aufsuchen und mich dort versteckt halten. Roger würde in der Nähe auf dem Feld arbeiten, und ich musste abwarten, ob es ihm gelänge, sich unter einem Vorwand vom Bauern abzusetzen. Es dauerte nicht lange, bis sich drei Männer meinem Versteck näherten. All drei trugen schwere Schaufeln auf den Schultern. Der Bauer führte die kleine Gruppe an, Roger Méallet, Lehrer und Gemeindeschreiber von Orcival in der Uniform der französischen Soldaten, bildete den Schluss. Kurz vor der Baracke bogen sie auf ein grosses Feld ab. Hier machten sie sich daran, einen Weg auszubessern. Roger drehte sich immer wieder um. Rasch trat ich vor die Baracke und winkte. Er hatte mich gesehen, denn wenig später sah ich ihn auf den Bauern zutreten, beide Hände an der Wange. Sogar ich, in einem Abstand von zweihundert Metern, verstand die Geste. Roger schien unter fürchterlichen Zahnschmerzen zu leiden. Der Bauer liess sich beeindrucken. Roger legte den Spaten auf den Boden und machte sich auf den Rückweg. Ich folgte ihm im Schutz des Waldes, bis wir uns ausser Sichtweite befanden. Dann umarmten wir uns. Sofort stürzte er sich in die Zivilkleider, die ich ihm mitgebracht hatte. Rogers Hosen waren zu weit geworden, doch sie standen ihm jedenfalls besser als die

abgewetzte Uniform. Der Bauer hatte ihm die Erlaubnis gegeben, in Weissenhasel den Zahnarzt aufzusuchen. Um vierzehn Uhr sollte er sich in seinem Lager, dem Stalag IX A, zurückmelden. Bis dann hofften wir in Bebra zu sein und mit dem Zug nach Kassel verschwinden zu können. Die Uniform versteckten wir im Gebüsch. Nur noch die Militärschuhe erinnerten an die bisherige Identität von Roger Méallet.

Wir hielten uns an die Landstrasse und legten ein schnelles Tempo vor. Es hatte aufgehört zu regnen. Ich erzählte Roger von Frankreich, von seiner Familie, von Orcival. Wir kamen durch kleine Weiler und Dörfer. Auf den Höfen arbeiteten viele Kriegsgefangene, die meisten trugen das P der Polen auf der Brust. Diesmal belästigten mich keine Blasen, und wir kamen zügig voran.

Als in der Ferne die ersten Häuser von Bebra auftauchten, blieb ich stehen. «Hör zu», schärfte ich Roger ein, «von nun an bleibst du immer in meiner Nähe. Wenn Deutsche näherkommen, bleibst du stumm wie ein Fisch. Wenn dich jemand anspricht, spielst du den Tauben. Wir müssen jedes Gespräch mit Fremden vermeiden. Wenn es unumgänglich ist, spreche ich allein.»

Es war ein Uhr, als wir auf dem Bahnhof von Bebra ankamen. Rasch stellten wir fest, wann der nächste Zug nach Kassel fuhr: 15 Uhr. Mit einem mulmigen Gefühl im Magen betraten wir das Bahnhofrestaurant. Trotz grossem Hunger stocherte ich nur lustlos im Teller herum. Je näher der Zeiger der grossen Uhr über der Theke gegen 15 Uhr rückte, desto stiller wurden wir.

Denn was ist schrecklicher, als frühmorgens an einem verbotenen Übergang im feuchten Gras zu liegen, während ein deutscher Grenzsoldat mit dem Finger am Abzug die Gegend absucht?

Was ist aufreibender, als mit einem alten Koffer durch sämtliche Zonen, welche die mächtige deutsche Wehrmacht für verboten erklärt hat, zu spazieren? Was lässt einen in kurzer Zeit einige Jahre älter werden? Wann erscheint es wie ein kleiner, netter Zeitvertreib, einigen deutschen Offizieren deutsche Mark abzuschwindeln?

Die Erfahrungen, die der Körper je gemacht hat, sind gelöscht. Claire und Berthe? Das war vor einem Jahrhundert. Du bist ein Bündel Nerven unter Hochspannung. Keine Haut, welche dich vor den wahnsinnigen Empfindungen der Hölle schützt.

Das bist du. Eine winzige Kreatur im schwarzen Schatten eines grossen Schuhs. Und alles, was du an Bewusstsein, Willen, Vernunft aufbringen kannst, konzentriert sich auf die Anstrengung, dir die Angst nicht anmerken zu lassen.

Warten.

Gibt es etwas Schrecklicheres?

Ausgeliefert den zufälligen Verschiebungen eines Fahrplans.

Warten in Bebra.

Morgens um neun Uhr hat der Gefangene Weissenhassel verlassen, um den Zahnarzt aufzusuchen. Im Wald hat er die Uniform des französischen Soldaten ausgezogen und mit Zivilkleidern vertauscht.

Warten auf den Schnellzug Leipzig-Kassel.

Um vierzehn Uhr stellen sie im Gefangenenlager fest, dass ein französischer Kriegsgefangener geflohen ist. Es ist fünfzehn Uhr.

Ein feines Knistern, eine kleine Veränderung in der von Tausenden von Gerüchen und Geräuschen bestimmten Atmosphäre des Bahnhofs von Bebra, und du wirst ein grosses Ohr, das auf die Durchsage des Lautsprechers wartet. Es könnten zwei Züge aufeinanderprallen, und du würdest die sonore Stimme doch verstehen.

«An die Reisenden nach Kassel: Wegen der Messe in Leipzig hat der Schnellzug Leipzig–Kassel ungefähr eine Stunde Verspätung.»

Roger zitterte.

Ich sah ihn an. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet, auf eine Säule des Bahnhofrestaurants. Es waren die Hände auf dem Tisch, die zitterten. Langsam zog er sie zurück und legte sie auf die Oberschenkel. Sein Kinn war mit Bartstoppeln bedeckt.

Erschrocken fuhr ich mit der Hand über mein Gesicht. Ich hatte mich seit drei Tagen nicht rasiert. Wir mussten aussehen wie Landstreicher. Beobachtete uns nicht der Kellner voller Misstrauen? Flüsterte er nicht dem Geschäftsführer etwas ins Ohr?

Im Koffer befand sich mein Rasierapparat. Ich könnte für fünf Minuten auf der Toilette verschwinden und mich rasieren. Aber dann bliebe Roger allein im Restaurant zurück. Jemand könnte ihn ansprechen. Er sprach kein Deutsch. Man würde die Polizei rufen. Ei-

nen Soldaten. Die Gestapo. Vielleicht waren sie schon unterwegs. Alarmiert vom Gefangenenlager in Weissenhasel, in welches der Gefangene Roger Méallet nicht wie befohlen um vierzehn Uhr zurückgekehrt war. Ich wagte kaum den Kopf zu wenden, um einen Blick durch das Fenster des Restaurants zu werfen. Eine ganze Menge von Leuten wartete auf den Schnellzug. Gepäckwagen rollten hin und her. Ich entdeckte keine Soldaten.

Und wenn wir beide die Toilette aufsuchten, um uns zu rasieren? Zu auffällig.

Wir sprachen kaum miteinander. Wenn sich ein Fremder unserem Tisch näherte, spannten sich meine Muskeln. Roger durfte nicht angesprochen werden.

Warten.

Gibt es etwas Schrecklicheres, als zu warten?

Verurteilt, ruhig auf einer Bombe zu verharren, die jeden Augenblick losgehen kann.

Der Bahnhof mit den Geräuschen quietschender Räder, mit eiligen Gepäckträgern, hastigen Zeitungsjungen und ruhig wartenden Reisenden wirkt äusserst friedlich. Die Hölle ist in dir selber. Das private Horrorkabinett produziert immer neue Bilder des Schreckens, des Zweifels, der Niederlage, der Rettung; ein Dauerbeschuss aus den Tiefen des Bewusstseins.

Warten. Das ist eine Reise in die verbotene Zone des Wahnsinns.

«Wir müssen den Reisenden nach Kassel mitteilen, dass der Schnellzug von Leipzig nach Kassel eine weitere halbe Stunde Verspätung hat.»

Roger standen Schweisstropfen auf der Stirn.



«Geh», presst er zwischen den Lippen hervor, «Geh weg von mir. Dann erwischen sie mich allein.»

«Spinnst du», antwortete ich erregt. Ich stand auf.

«Gehen wir auf den Bahnsteig.»

Langsam schritten wir auf und ab.

«Wir sind verloren», flüsterte Roger wieder. «Im Lager haben sie schon längst gemerkt, dass ich geflohen bin. Jeden Moment können die Suchtrupps beim Bahnhof auftauchen. Mach dich davon. Allein kannst du dich besser nach Frankreich durchschlagen.»

Wut stieg mir in den Kopf. «Glaubst du, ich hätte die lange Reise unternommen, um dich allein zu lassen?»

Schweigen. Keiner sprach mehr. Jeder war mit sich selber beschäftigt, während wir mit den bedächtigen Schritten von Spaziergängern auf dem Bahnsteig hin und her wanderten.

Warten in Bebra.

Warten auf den Schnellzug nach Kassel.

## 8. Kapitel

# Überlebensinstinkt

Ich bin nie ein guter Schüler gewesen. Zu Hause betrachtete man meine schulischen Leistungen mit grösster Gleichgültigkeit, und so widmete ich mich dem, was mich damals am meisten interessierte: die Streifzüge in die nahen Wälder, die Eroberung sämtlicher Abfallhaufen in der Umgebung, die etwas enthalten konnten, was dem Altwarenhändler gefiel. Eine Berufslehre hätte ich gerne gemacht, doch weil mein Vater der Meinung war, ich sollte mithelfen, das Einkommen der Familie aufzubessern, nahm ich eine Stellung als Ausläufer bei der Bäckerei Hungerbühler in der St. Galler Innenstadt an. In Frankreich begann dann eine Lehre, die hart und prägend war. Fremd und allein, wie ich war, musste ich lernen, um mein Recht zu kämpfen. Wer sich nicht wehrt, dem scheisst man auf die Kappe. Das war eine bittere Erkenntnis, die ich als junger Mensch machte. Ich nahm den Kampf auf, ohne die Erfahrungen zu vergessen, die ich als kleiner Hungerleider gemacht hatte: dass es die Mächtigen sind, die den Schwachen auf die Kappe scheissen. Ich habe harte Schläge eingesteckt – und ausgeteilt, ich habe

versucht, daran zu denken, dass der Kampf nicht für mich ist, sondern für die Schwachen. Häufig habe ich dieses Ziel aus den Augen verloren, vielfach habe ich das Licht nicht mehr gesehen im langen Tunnel des Lebens. Heute, fast am Ende angekommen, muss ich gestehen, dass ich mich ernsthaft frage, ob es nicht immer ein Irrlicht gewesen sei. Vorkommnisse in meinem Leben, die als Abenteuer begannen und als eine flüchtige Fussnote in der Geschichte des faschistischen Wahnsinns endeten, haben Zweifel gesät in meinem Herzen, die ich nicht mehr losgeworden bin. In der Folterkammer der Gestapo wurde ein Wissensdurst geweckt, der bis heute nicht gestillt ist. Warum? Warum werde ich vernichtet? Ist es der nackte Egoismus, der den Menschen dazu treibt, sich über andere zu erheben und ihnen Leid zuzufügen? Könnte es ein Mittel geben, den räuberischen Machtwillen des Menschen zu bändigen? Ich habe Bücher aus aller Welt gelesen, um eine Antwort auf diese Frage zu finden. Die griechischen Philosophen, die Weisen östlicher Kulturen, die grossen Denker Frankreichs, Deutschlands Klassiker – ich habe alle befragt und keine Antwort gefunden. Die tröstliche Gewissheit, dass ein Gott über uns ist und unser Schicksal bestimmt, ist mir abhanden gekommen. Ich zweifle. Ich zweifle an der Einsicht und Fähigkeit des Menschen, seine Kräfte nicht gegen, sondern für seinesgleichen einzusetzen. Trotzdem bin ich der Meinung, dass es die Pflicht jedes Menschen ist, dies zu versuchen, auch wenn es ihn in Einsamkeit und Verzweiflung stürzt. Einsam und verzweifelt war ich am 29. März 1941, an einem trüben Tag in Deutsch-

land, wartend auf den Schnellzug von Leipzig nach Kassel.

Auch Roger Méallet war einsam und verzweifelt. Wir konnten einander nicht helfen. Nur warten.

Ich habe mich später oft gefragt, wie es mir gelingen konnte, so manchen Gefahren, in die mich mein Vorhaben brachte, zu entkommen. Zu einem grossen Teil war es Glück. Ich hatte das Glück, Leute zu treffen, die mir halfen, und ich hatte das Glück des jungen Menschen, der für seinen Wagemut belohnt wird. Daneben gab es oft genug Situationen, in denen ich mich nicht auf das Glück verlassen konnte, sondern auf meine eigene Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart angewiesen war. Wenn ich mich heute frage, woher ich diese Eigenschaften nahm, kann ich nur sagen: Ich weiss es nicht. Ich selber bin mir nie besonders mutig vorgekommen. Wenn es darum ging, einer Frau meine Liebe zu erklären, war ich ein Feigling. Ich bin auch nicht tapfer genug gewesen, um unter den Schlägen der Gestaposchergen zu verschweigen, was ich wusste. Wenn ich mir heute alles durch den Kopf gehen lasse, denke ich, dass es die besondere Situation der Gefahr war, welche die Überlebensinstinkte weckte und mich zu den ungewöhnlichsten Taten inspirierte. Ich war auf ein Seil gestiegen, und als ich unter mir den Abgrund entdeckte, wurde ich eben zum Seiltänzer.

«Mach, dass du davonkommst», wiederholte Roger Méallet. Die Anspannung verzerrte sein Gesicht. «Jeden Augenblick kommen die Nazis!»

Ein Pfiff ertönte. Der lange Pfiff einer Lokomotive. Langsam schnaubte der Zug in den Bahnhof von Bebra. «Reisende nach Kassel bitte sofort einsteigen. Der Zug hat nur wenige Minuten Aufenthalt.» Wir schauten uns misstrauisch an, gefasst darauf, im letzten Moment eine Polizeitruppe in das Bahnhofsgelände auschwärmen zu sehen. Nichts passierte. Ungläubig bestiegen wir den Zug. Alle Abteile waren besetzt. Wir blieben im Korridor stehen. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Neben uns stand ein Mädchen, das wie wir zum Fenster des Zuges hinausschaute. Es trug eine Art Pfadfinderuniform. Bestimmt gehörte es zum Bund Deutscher Mädchen. Zwischendurch warf es uns rasche Blicke zu.

Das erinnerte mich an unser wenig vertrauenerweckendes Aussehen. Ich schärfte Roger ein, ruhig am Fenster stehen zu bleiben, dann nahm ich meinen Rasierapparat aus dem Koffer und betrat die Toilette. Ich hatte nur eine Seife bei mir, welche ich mir ums Kinnstrich. Es war eine qualvolle Prozedur, sie wieder abzuziehen. Die Seife hatte den Bart nur ungenügend aufgeweicht, und es erforderte ein grosses Zerren und Kratzen, um ihn zu entfernen. Nach mir verschwand Roger in der Toilette. Auch er kam mit einem zerschundenen Kinn zurück. Obwohl wir noch lange nicht gerettet waren, lachten wir beide. Nach der stummen Qual des Wartens wirkte der handfeste Schmerz der Rasur wie eine Erlösung. Er holte uns von einem Ausflug ins Reich der Visionen zurück in die Realität einer Reise, die unsere ganze Aufmerksamkeit erforderte. Der jungen Angehörigen des Bundes Deutscher Mäd-

chen schien unsere äusserliche Veränderung aufgefallen zu sein. Argwöhnisch schielte sie zu uns hinüber. Ich schaute sie herausfordernd an, in der Hoffnung, damit ihre Neugier einschüchtern zu können.

Um halb sechs Uhr traf der Zug in Kassel ein. So schnell wie möglich begaben wir uns an den Auskunftsschalter. Dort fragte ich, wann der nächste Zug nach Köln abfahre. «Wenn Sie sich beeilen, dann erwischen Sie den Zug gerade noch, er hat eine zehnminütige Verspätung.» Wie der Blitz sauste ich los, um noch rechtzeitig die Fahrkarten zu lösen. Dabei verlor ich Roger für einen Augenblick aus den Augen. Ich bog um die Ecke. An der Wand neben dem Schalter, in einer Entfernung von etwa fünf Metern, lehnte eine Wache mit geschultertem Gewehr und beobachtete die Reisenden. «Zweimal Köln einfach», bat ich und bezahlte den Betrag, den der Mann hinter dem Schalter nannte. Als ich mich umdrehte, wurde mir schwindlig vor Schreck. Als ich wie ein Wilder davongestürmt war, um die Fahrkarten zu kaufen, war Roger mir langsam gefolgt. Er wusste nicht, was in mich gefahren war. Als er um die Ecke bog, sah er sich einer bewaffneten Wache gegenüber. Er zuckte zusammen und wich zurück. Der Uniformierte schöpfte Verdacht. Er nahm das Gewehr von der Schulter und machte einen Schritt auf Roger zu. «Ihren Ausweis bitte!» In diesem Augenblick drehte ich mich um. Das war das Bild, das ich vor mir sah: Ein uniformierter Mann, der sein Gewehr von der Schulter nahm und auf den Franzosen zuging, mein Freund, der hilfesuchend in meine Richtung blickte.

Zum Nachdenken blieb mir keine Sekunde. Mich ergriff ein rasender Schwindel und riss mich zu einer Reaktion hin, die bis heute nicht aufgehört hat, mich zu erstaunen. Ich nahm die Fahrkarten, stürzte in weiten Sätzen auf den Uniformierten zu, drückte ihn an die Wand und brüllte: «Ich bin von der Gestapo und verantwortlich für diesen Mann. Lassen Sie uns gehen, ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Ihnen abzugeben.»

Der Deutsche lehnte mit offenem Mund an der Bahnhofsmauer. Ich riss Roger fort. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wir sprangen auf und schlossen die Türen. Wir fuhren nach Köln.

Erst nach einigen Minuten traten die Schweißstropfen auf meine Stirn.

«Du bist ein frecher Hund», wiederholte Roger immer wieder, «ich dachte, wir seien geliefert.»

Ich nickte. «Glück haben wir gehabt, unheimliches Glück.»

Das Rattern des Zuges beruhigte unsere Nerven. In Köln suchten wir sofort den Wartesaal des Bahnhofs auf, um einen guten Platz zu ergattern. Denn hier wollten wir die Nacht verbringen.

Roger schlief ein. Ich war hungrig und schlenderte zur Theke des Bahnhofrestaurants, wo für siebzig Pfennig ein sogenanntes Stammessen serviert wurde. Es bestand aus Kartoffeln und Randensalat. Plötzlich stand Roger neben mir. Er war aufgewacht und hatte mich vermisst. Ich sah die Angst in seinen Augen. Er hatte keinen Appetit. Gemeinsam gingen wir in den Wartesaal zurück, wo wir eine lange Nacht verbrachten. Am Morgen sahen wir neben dem Bahnhof den berühmten Kölner Dom.

Doch wir hatten kein Auge für die Schönheiten der Architektur. Wir hatten nur ein einziges Interesse: möglichst rasch aus Deutschland herauszukommen. Mit dem ersten Zug fuhren wir nach Aachen. Am Abend wollten wir versuchen, die deutsch-belgische Grenze zu passieren. Wir vermieden das Risiko, den ganzen Tag in der kleinen Stadt Eupen zu warten. Dort würde die Anwesenheit von zwei Fremden bestimmt auffallen. So blieben wir in Aachen. Die Sonne schien zwar nicht, doch es war trocken, so dass wir uns im Freien aufhalten konnten. An einem Kiosk kaufte ich mir den *Völkischen Beobachter*, der als Tarnung diente, wenn wir uns auf die Bank eines Parkes setzten.

Um fünf Uhr nachmittags fuhren wir mit der Strassenbahn nach Eupen. Ein Gefühl der Erleichterung überkam mich. Zwar waren wir noch lange nicht zu Hause. Doch in Belgien und Frankreich, wo man Französisch sprach, musste ich nicht mehr wie eine eifersüchtige Mutter darüber wachen, dass niemand das Wort an meinen Gefährten richtete. Diese Sorge hatte mich in grosser Spannung gehalten.

Wir stiegen aus der Bahn und marschierten in Richtung Grenze. Wieder befanden sich mehrere belgische Grenzgänger auf der Strasse, die sich nach Hause begaben. Etwas an unserer Erscheinung schien uns von den übrigen Benützern der Strasse zu unterscheiden. Ein junges Mädchen, das uns entgegenkam, verlangsamte seinen Schritt, dann blieb es stehen. Zögernd fragte sie, ob wir die Absicht hätten, nach Verviers zu gehen. Als ich bejahte, blickte sie uns nachdenklich an.



«Das habe ich mir gedacht, als ich euch gesehen habe. Ihr müsst aufpassen. Zwei Kilometer weiter oben kontrollieren deutsche Patrouillen die Strasse, um illegale Grenzgänger zu erwischen.» Wir bedankten uns herzlich für die Warnung. Das Mädchen gab uns auch einen Weg an, wie wir die deutschen Soldaten umgehen konnten. Wir sollten hinter einer Anhöhe durch einem Weg folgen, der zu einer alten Fabrik führte. Dort wohne in einem alten Gebäude eine Frau mit drei Kindern. «Die wird euch bestimmt helfen. Ihr Mann ist von den Deutschen wegen subversiver Tätigkeit verhaftet worden.» Wir befolgten die Anweisungen, die uns das junge Mädchen gegeben hatte, und schlichen hinter den Häusern durch; gebückt erklimmen wir die Anhöhe und konnten von dort trotz einbrechender Dunkelheit die Konturen eines Fabrikgebäudes ausmachen. Leise näherten wir uns dem leerstehenden Komplex. Wir mussten lange suchen, bis wir in der Abwärtswohnung einen winzigen Lichtschimmer entdeckten. Roger wartete vor dem Haus, während ich leise die Treppe emporstieg. Als ich Kinderstimmen vernahm, klopfte ich an die Tür. Eine etwa vierzigjährige Frau öffnete und schaute mich erstaunt an. «Verzeihen Sie, dass ich so spät noch klopfе», sagte ich. «Unten steht ein französischer Kriegsgefangener, der aus dem Lager geflohen ist. Wir suchen eine Möglichkeit, über die Grenze zu gelangen.» «Rasch, rasch», antwortete die Frau, ohne sich zu besinnen, «holen Sie Ihren Begleiter herein.»

## 9. Kapitel

### Ein kleiner Schmerz

Häufig waren es die Frauen, nicht die Männer, die Umsicht und praktisches Denken zu vereinigen wussten und Mut zeigten zur spontanen Hilfe. Ohne sie wäre ich mit keinem einzigen Gefangenen nach Hause gekommen. Und später, als ich selber zum Gefangenen wurde, erlebte ich, dass es auch deutsche Frauen gab, die über dieselben Qualitäten verfügten und bereit waren, das Herz über die Vernunft siegen zu lassen.

Ich bin ja nur ein Mann, der Zeugnis ablegt von seinen Erlebnissen, die dem einen vielleicht aufregend vorkommen, dem andern aber banal erscheinen, wenn er die gewaltigen geschichtlichen Umwälzungen, die wahnwitzigen Schlachten und die Millionen von Opfern zum Massstab nimmt. Aber innerhalb des Wahnsinns gab es, gerade bei den sogenannten kleinen Leuten, viel Menschlichkeit und Tapferkeit, wie meine Aufzeichnungen belegen können. Berthe und Claire, die Huren vom Caprice Viennois, Frau Grenier, die Frau des Getreidehändlers, Frau Dauchez vom Hotel Franco-Belge, ich habe sie nie vergessen und wünschte, es gäbe jemanden, der ihren prächtigen Mut besser

besingen könnte als einer, der wie ich aus Übermut zum Abenteurer wurde. Und eine besondere Strophe dieses Liedes für die unbekanntes Heldinnen der Hilfsbereitschaft müsste dieser Frau gelten, die ihre Tür öffnete, als ich mit Roger Méallet einen Weg suchte, um unbemerkt die deutsch-belgische Grenze zu überqueren.

«Rasch, rasch», sagte sie, «holen Sie Ihren Begleiter herein.»

Sie bat uns in eine geräumige Wohnküche, in der drei Kinder am Tisch sassen, das älteste ein Junge von etwa zwölf Jahren. Die Frau ging zum Herd, wo in einer grossen Pfanne Kartoffeln garten.

Ob sie uns zu ihrem ärmlichen Essen einladen dürfe, fragte sie. «Wir wollen nicht den Kindern die Mahlzeit schmälern», wehrte ich ab, aber sie sagte, Kartoffeln habe es genug. Sie stellte jedem einen vollen Teller hin. Wir assen Kartoffeln mit Marmelade.

Roger und ich berichteten über den bisherigen Verlauf unserer Flucht. Als die Mutter darauf erzählte, dass ihr Mann vor einem Jahr von den Nazis verhaftet worden sei und sie keine Mitteilung über seinen Verbleib bekommen habe, wurde es still am Tisch. Bis ihr Sohn vom Teller aufschaute und in selbstsicherem Ton herausplatzte: «Ich kenne die Gewohnheiten der Grenzpolizisten. Seid unbesorgt, ich bringe euch sicher über die Grenze. Um zehn Uhr brechen wir auf.»

Der Kleine liess überhaupt keine Angst erkennen. Im Gegenteil, es schien ihm Spass zu machen, seine ge-

nauen Kenntnisse der Gegend und der Gepflogenheiten der Grenzbeamten auf eine nützliche Weise anzuwenden. Wir verliessen das Fabrikgebäude und schlichen einem schmalen Weg entlang. Mit einem Wink hiess uns der Knabe anhalten. «Wenn wir weitergingen, kämen wir gerade auf den Grenzposten zu», flüsterte er. Wir bogen auf eine Wiese ab. Immer wieder blieb unser kleiner Führer stehen und horchte in die Nacht hinaus. Er führte mich an der Hand, ich hielt Rogers Hand, und so bewegten wir uns vorsichtig durch die Dunkelheit. Plötzlich ging er schneller. Da wusste ich, dass wir die Grenze überschritten hatten. Schon sahen wir die ersten Häuser von Verviers. Dankbar drückten wir dem Knaben die Hand.

«Das habe ich gerne gemacht», frohlockte er stolz. «Die haben meinen Vater verhaftet.» Dann verschwand er in der Nacht.

Wir folgten der Strasse in der Richtung, die der Knabe uns angegeben hatte. Es ging nicht lange, und wir hatten das Restaurant de la Délivrance erreicht. Roger zuckte zusammen, als er die vielen deutschen Soldaten sah, die darin sassen.

Ich klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. «Schau, wir werden bereits erwartet.» Und zeigte auf Henri, Kellner und ehemaliger Offizier der belgischen Artillerie, der bei unserem Anblick beinahe sein Tablett mit einer Batterie Bierflaschen fallenliess.

«Das glaube ich nicht», stammelte er, «das glaube ich nicht.»

In diesem Augenblick, als Henri mit aufgerissenen Augen und offenem Mund auf den vorsichtig näherkom-

menden Roger Méallet starrte, als wäre er eine himmlische Erscheinung, nahm ich dem Kellner schnell das Tablett aus der Hand und umarmte ihn, damit die Deutschen keinen Verdacht schöpften. Als er wie ein Ölgötze stehen blieb, fühlte ich plötzlich einen kleinen Stich in meinem Leib, einen überraschenden Schmerz, den ich nicht genau lokalisieren konnte, unter dem Herzen, in der Magengegend, eine winzige Wunde irgendwo in den Eingeweiden, die nicht mehr aufhörte zu brennen.

In einem Hinterzimmer öffnete Henri eine Flasche Champagner. Das Wirtepaar kam und stiess mit uns auf die bisher so erfolgreich verlaufene Flucht an. Dann führte Henri uns zu Louis, bei dem ich vor wenigen Tagen die Nacht verbracht hatte, bevor ich die Grenze überquerte. Seine alte Mutter hatte Tränen in den Augen, als ihr der befreite Gefangene vorgestellt wurde. Lange studierten wir über einer Landkarte, wie wir am besten die Reise fortsetzen sollten. Wir beschlossen, über Lüttich, Namur und Charleroi nach Frankreich zu gelangen.

In Charleroi mussten wir den Zug verlassen und zu Fuss die Grenze überschreiten. Es war Montag, 2. April 1941. Meine Freunde kamen mir in den Sinn, denen ich gesagt hatte, dass ich an meinem Geburtstag, dem 7. April, wieder in Orcival sein würde. Als die Rede darauf kam, mit welcher Freude und Überraschung man Roger in seiner Heimat erwartete, entschuldigte ich mich und ging ins Bett. Ich fand keinen Schlaf. In meinem Innern wühlte wieder der kleine Schmerz, der mich unruhig und traurig machte. Dieser Schmerz ver-

schwand nicht, als wir uns von den Helfern verabschiedeten und die Trambahn nach Lüttich bestiegen. Er begleitete mich auf der Reise von Lüttich nach Dinant, wohin wir auf Rat des einbeinigen Eisenbahners fuhren, der davor gewarnt hatte, in Charleroi die Grenze zu überqueren. Es krabbelte wie ein kleiner Käfer in meinem Bauch herum, als wir zu Fuss und ohne von deutschen Kontrollen belästigt zu werden auf einem schmalen Weg von Dinant ins französische Givet wanderten. Er verkroch sich nicht, als wir im Zug nach Hirson sassen, unbehelligt an den deutschen Soldaten vorbeikamen, die den Bahnhof bewachten, und in den Zug stiegen, der uns nach Laon führte. Manchmal war es nur ein kleines Bohren, fast wie das Kitzeln eines kleinen Tiers, das nichts anderes wollte als an seine Anwesenheit erinnern. Dann blies der Schmerz sich auf, und es schien, als würde er ein Loch in meinem Bauch füllen, ein gewaltiges Nichts. Dann war er stechend wie eine Nadel, die sich durch die Därme bohrt. Dann ungeduldig zerrend, wie wenn jemand mit dem Zapfenzieher in meinem Magen eine gute Weinflasche öffnen wollte. Dann wieder leise und hinterlistig wie das spitze Gerät eines Zahnarztes. Er drehte sich wie der sprichwörtliche Stachel der Enttäuschung in meinem Magen, als mich im Hotel Franco-Belge in Laon die liebe Frau Dauchez umarmte. Er lag auf wie ein Klumpen Käse, als strahlend die Postbeamten in die Küche traten, mit Ausrufen der unglaublichsten Begeisterung, als die Wirtin mit den Lebensmitteln vom Bauernhof ihrer Eltern ein grossartiges Mahl zubereitete, scheu der Wirt Platz nahm am grossen Tisch

und sich zu schämen schien, mich abgewiesen zu haben bei meinem ersten Besuch, und er verschwand nicht, als die Stimmen der deutschen Soldaten in der Gaststube immer lauter wurden, was die Teilnehmer an unserer kleinen Feier noch ausgelassener machte. Da sofften sie laut und stark und siegessicher ihren Cognac und ahnten nicht, dass auch die Starken und Mächtigen übertölpelt werden konnten.

Wieder bekam jeder von uns eine Postmütze und einen Mantel. Wieder schoben wir den Postwagen an den deutschen Soldaten vorbei zum Schnellzug nach Paris. Es fiel den Deutschen nicht auf, dass plötzlich drei Postbeamte den Wagen über die Geleise manövrierten statt nur einer wie sonst. Wieder halfen wir, die Postsäcke in den Eisenbahnwagen zu verstauen, wieder blieben wir drin und wurden wir unter einem Berg von Briefen und Paketen begraben. Wieder vergingen lange Minuten, bis die Kontrollen vorbei waren und der Zug sich endlich in Fahrt setzte. Es war halb acht Uhr, als wir in Paris eintrafen. Der Schmerz in meinem Innern flackerte wie das Licht einer Kerze im Nachtwind.

Wir schliefen im Hotel, das ich immer aufsuchte in Paris. Der Nachtportier machte grosse Augen, als er mich mit dem Befreiten sah. Am andern Tag ruhten wir uns aus. Wir spazierten durch die Strassen der Stadt. Deutsche Patrouillen begegneten uns. Die Männer trugen ein Metallschild um den Hals, auf dem zu lesen stand: Feldgendarmarie. Wir besuchten ein Schwimmbad.

Am Boulevard Clichy assen wir bei einem Algerier ein Couscous. Es war Donnerstag, 5. April 1941, und die Schärfe des arabischen Nationalgerichtes reichte nicht, um den brennenden Schmerz in meinem Bauch vergessen zu machen. Am Montmartre öffnete Robert eine Flasche Champagner. Im Caprice Viennois jubelten Berthe und Claire, als sie uns sahen, und fielen mir um den Hals, als wäre ich ihr Bruder oder ihr Geliebter. Das Brennen in meinen Eingeweiden trieb mich weiter, nach Hause, ins Bett. Es fehlten noch zwei Tage bis zu meinem Geburtstag.

Wir verliessen den Zug in Villeneuve, dreissig Kilometer vor Moulins, weil wir uns vor den verschärften Kontrollen der Deutschen fürchteten. In dieser Gegend war es bereits zu Attentaten gegen die Besetzer gekommen. Ich rief den Lebensmittelhändler Pierre Dutoit in Moulins an. Er schickte uns einen jungen Bekannten, der uns aber nicht nach Moulins führte, sondern in ein kleines Dorf flussaufwärts, von wo es leichter war, in die unbesetzte Zone zu gelangen. Er fuhr uns durch eine unbekannte Gegend, bis wir zu einem kleinen Landgasthof kamen. Man war über unsere Ankunft orientiert worden. Ein Franzose begrüßte uns und fragte, ob wir über den Fluss setzen wollten. Wir bejahten. Im Dunkel der Nacht schlichen wir dem Ufer des Allier entlang, bis wir zu einer Stelle kamen, an der ein Boot versteckt war. Leise schoben wir es ins Wasser, wortlos wurden wir auf die andere Seite gerudert. Jetzt waren wir in Sicherheit. Während ich Roger umarmte, fühlte ich, wie eine unbekannte Krankheit, den Stich in meinem Leib. Es wurden nach uns zwei andere



Franzosen über den Fluss geführt, die ebenfalls im Landgasthof aufgetaucht waren.

Wir warteten auf sie in einem anderen Restaurant, wo man den Wirt telefonisch auf unser Kommen vorbereitet hatte. Einer der Männer, die nach uns gekommen waren, besass eine Pferdemetzgerei in Paris.

Als er unsere Geschichte gehört hatte, packte er mich am Arm. «Mein Schwiegersohn wird in Deutschland gefangengehalten. Seine Frau, meine Tochter, stirbt fast vor Kummer und Angst. Nenne mir eine Summe – ich bezahle dir, was du willst, wenn du ihn befreist.»

Erschrocken sah ich ihn an. «Aber ich kann doch nicht alle Franzosen aus Deutschland herausholen.»

Er war enttäuscht und drängte darauf, mir seine Adresse zu geben.

Es war Samstag, 7. April 1941. Wir saßen in einem Lastwagen, der uns nach Clermont-Ferrand führte. Die Sonne schien, als wir die letzten hundert Kilometer unserer Reise hinter uns brachten. In Clermont nahmen wir die Strassenbahn, die uns in die Nähe der Wohnung von Méallets Bruder brachte, des Polizeinspektors, der mich vor drei Wochen verabschiedet hatte.

«Warte im Korridor», bat ich Roger. Ich klopfte an die Tür und trat in die Wohnung. Es war Mittagszeit, die ganze Familie sass am Tisch. Erschrocken standen alle auf, als sie mich sahen. Ich machte ein ernstes Gesicht. «Bist du allein zurückgekommen?» fragte der Polizei-

inspektor. «Ich habe geahnt, dass es nicht möglich ist.» In diesem Augenblick trat Roger unter die Tür. Die Frau des Inspektors fiel vom Stuhl, und dem Mann blieben die Worte im Hals stecken. Dann stürmten plötzlich alle auf uns zu, umarmten und küssten uns. «Und wo ist die Mutter?» fragte Roger, als der erste Sturm vorüber war.

Da wurden alle ernst, und der Polizeiinspektor sagte, dass sie vor einer Woche gestorben sei. Sie hatte vergessen, den Gashahn zuzudrehen, und als die Nachbarn sie fanden, war sie tot. Diese Nachricht dämpfte Rogers Freude über seine Wiederkehr. Aber dann rief er seine Frau in Orcival an, und die konnte sich kaum fassen, als sie seine Stimme vernahm.

Wir besuchten ein Restaurant, und es war ein grosser Rummel. Aber ich war müde, ich fühlte ein Stechen im Magen und stützte den Kopf in die Hände. Jemand stiess mich in die Seite. Ich schaute auf und sah einen elegant gekleideten Mann ins Lokal kommen. Es war Monsieur Vidal, der Bürgermeister von Clermont-Ferrand, der höchstpersönlich gekommen war, um uns willkommen zu heissen und mir im Namen aller freiheitsliebenden Franzosen Dank auszusprechen.

Unterdessen war es dem Polizeiinspektor gelungen, ein Auto aufzutreiben, das uns nach Orcival brachte. Um fünf Uhr nachmittags verliessen wir das Lokal. Ich sass stumm auf dem Rücksitz, und während ich mir vorstellte, wie es wohl auf dem Dorfplatz von Orcival aussehen würde, während ich bereits eine Menge ju-

belnder Leute sah vor der schwarzen Kirche, breitete sich der Schmerz aus in meinem Magen, der Druck ergriff die Brust und schnürte mir den Atem ab, das Herz klopfte, und als ich die Augen schloss, tauchte ein Bild auf, das Bild von Aimée Beaudonnat, und auf einmal wusste ich, was mich plagte.

Jean Beaudonnat.

Die reiche und katholische Familie Beaudonnat, die mich so oft angefleht hatte, ihren Jean aus Deutschland herauszuholen, war sicher, dass ich mit ihrem Sohn heimkehren würde. Jetzt sass Roger Méallet im Auto, der kommunistische Gemeindeschreiber, der politische Feind. Ein riesiges Geschrei erwartete uns auf dem Dorfplatz. Eine grosse Menge hatte sich versammelt, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, dass der Lehrer heimgekommen war.

Frau Méallet umarmte ihren Mann. Dann fiel sie mir um den Hals. «Ich schäme mich so», weinte sie.

«Jetzt ist alles vergessen», antwortete ich.

Auch Roger Bony und seine Familie begrüsst uns. Wir gingen in sein Haus, das zu klein war, um alle Leute zu fassen, die den genauen Ablauf der Flucht erfahren wollten.

Jeder stellte Fragen, doch ich sagte, ich sei zu müde, um zu antworten. Man möge mich bitte in Ruhe lassen.

So verliessen die Besucher das Haus, und ich hatte endlich Zeit für das Essen, das die Grossmutter bereitet hatte. Den ganzen Abend hatte ich niemanden von den Beaudonnats gesehen. Auf einmal klopfte es an die

Tür. Es war die Nachbarin der Beudonnats, welche mich zu sprechen bat Sie sagte, sie komme von den Beudonnats. Die Familie sei niedergeschlagen und fassungslos. «Sie waren fest überzeugt davon, dass Sie mit Jean zurückkehren würden. Nun haben Sie Méallet gebracht, diesen Kommunisten.»

## 10. Kapitel

### Liebe Jeannette

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie herzlich ich in Orival begrüsst wurde, als ich mit dem befreiten Roger Méallet heimkehrte. Viele Leute umarmten mich und beglückwünschten mich zu meiner mutigen Tat. Nur von den Beaudonnats, Du weisst, den reichen Gutsbesitzern, war niemand zu sehen. Am gleichen Abend sollte ich auch erfahren, warum das so war. Die Nachbarin der Beaudonnats – sie führt ein kleines Hotel – besuchte mich. Sie sagte, Aimée Beaudonnat, die Frau von Jean Beaudonnat, der in Deutschland in Kriegsgefangenschaft ist, habe sie geschickt. Die Familie sei sehr enttäuscht von mir, weil ich nicht ihren Jean nach Hause gebracht habe, sondern den Kommunisten Méallet. Diese Mitteilung traf mich tief, obwohl ich sie, wie ich gestehen muss, in meinem tiefsten Herzen erwartet hatte. Denn tatsächlich habe ich der Familie Hoffnung gemacht, dass ich ihren Jean heimbringen würde. Das heisst, die Beaudonnats haben mich darum gebeten, und ich habe ihnen nie eine klare Absage erteilt, so dass sie sich wohl Hoffnungen machen konnten, den Sohn und Ehemann wiederzusehen. Ich wusste nicht, was ich der Nachbarin sagen sollte. Schliess-

lich liess ich Aimée Beaudonnat mitteilen, dass ich Ruhe brauchte und dass ich mich nach acht Tagen bei ihr melden würde. Als ich im Bett lag, gingen mir die verschiedensten Gedanken durch den Kopf. Ich sagte mir, dass mich die religiösen und politischen Strömungen im Dorf eigentlich nichts angehen sollten. Du weisst, dass diese Ansichten Orcival in zwei Teile spalten. Auf der einen Seite stehen die Kommunisten, auf der andern Seite die Katholiken, die von den reichen und konservativen Beaudonnats angeführt werden. Ich hatte aber mit den Beaudonnats nie Differenzen gehabt. Weshalb sollte ich ihnen nicht einen Dienst erweisen, den ich auch den Kommunisten hatte erweisen können? Ich überlegte, dass viele Leute im Dorf es nicht gerne sähen, wenn ich Beaudonnat herausholte. Andererseits kann man doch, dachte ich, nicht auf politische Haltungen Rücksicht nehmen, wenn es um ganz menschliche Anliegen geht.

Du glaubst nicht, was in den letzten Tagen in Orcival los war. Im ganzen Departement, ja weit darüber hinaus, hatte sich die Nachricht von den beiden Befreiungen herumgesprochen. Ich erhielt bergeweise Briefe, die alle die gleiche Bitte enthielten: einen Sohn oder Ehemann aus Deutschland herauszuholen. Ich konnte gar nicht alle Briefe lesen, so viele waren es. Ich übergab die ganze Post der Lehrerin, Frau Méallet, damit sie sie für mich beantwortete. Aber viele Leute reisten persönlich nach Orcival, um mich zu sprechen. Etliche darunter versprachen mir ein Vermögen, wenn ich ihren Angehörigen heimbrächte.

Ich war sehr verwirrt von diesem Ansturm. Tagsüber versteckte ich mich, damit ich diesen Leuten nicht begegnen musste, die alle Hoffnungen in mich setzten. Nach einigen Tagen wagte ich es endlich, die Familie Beaudonnat zu besuchen. Es herrschte eine sehr gedrückte Stimmung. Endlich sagte Aimée Beaudonnat, sie habe immer angenommen, dass ich ihren Mann zurückbrächte. Dann bat sie mich inständig, den Versuch doch noch zu unternehmen. Sie ging soweit, dass sie wiederholte, sie würde sofort zu einem Notar gehen, um mir den grössten ihrer Bauernhöfe zu überschreiben, wenn ich zusagte.

«Ich habe Roger Bony und Roger Méallet nicht befreit, um daran zu verdienen», antwortete ich. Um von diesem Thema abzukommen, fragte ich sie, ob sie weitere Nachrichten von ihrem Mann erhalten habe. Sie hatte aber schon länger keinen Brief mehr erhalten, sie wusste nur, dass sich sein Aufenthaltsort in Hahn, in der Nähe der Stadt Wiesbaden, befand. Ich wollte wieder nach Hause gehen, aber die Familie hielt mich immer wieder zurück und bat und flehte mich an, den Versuch zu unternehmen. Ich sagte, ich wolle noch einige Tage warten, um mich zu entscheiden, verabschiedete mich und legte mich schlafen.

Am andern Tag besuchte mich ein anderer Sohn der Familie Beaudonnat, ein Priester, der von Clermont herbeigereist kam. Ich hatte überhaupt noch nichts versprochen, er aber schüttelte mir die Hand und überhäufte mich mit Dankesworten für das, was ich für ihre Familie tun wolle. Seine Schwägerin habe ihn unterrichtet, dass ich in wenigen Tagen aufbrechen

würde, um Jean heimzuholen. Beiläufig erwähnte er, dass seine Schwester sich entschlossen habe, das Leben in einem Kloster zu verbringen. Er könne sich gar nicht vorstellen, was diese Frau für mich empfinde, wenn sie von meinem Vorhaben erführe. Diese Worte beeindruckten mich sehr.

Wenige Tage später besuchten mich zwei Gendarmen, welche mich baten, sie in ein Restaurant zu begleiten, wo wir ungestört miteinander sprechen konnten. Ich habe Dir schon erzählt, dass mich die Gendarmerie verdächtigt hatte, deutschfreundlich zu sein. Jetzt ging es um etwas ganz anderes. Die Polizisten teilten mir nämlich mit, dass ausgerechnet ihr Chef, der Brigadier in Rochefort, sehr deutschfreundlich eingestellt sei. Sie wollten mich warnen, denn sie hatten gehört, er sei auf mich aufmerksam geworden. Allerdings nehme er an, dass ich die Befreiungen nur mit Hilfe und Einverständnis der deutschen Soldaten hätte bewerkstelligen können. Wenn es so sei, hätte ich natürlich nichts zu befürchten. Wenn es aber nicht so sei, müsse ich mich hüten. Es könne wohl sein, dass mich der Brigadier an die Deutschen verrate.

Mir kam das ungeheuerlich vor, und ich konnte es nicht glauben, dass ein französischer Polizeioffizier einer solchen Tat fähig wäre. Ich sagte ihnen, sie sollten doch die beiden Franzosen fragen, ob die deutschen Soldaten uns bei der Befreiung geholfen hätten. Aber sie zweifelten gar nicht an meinen Worten, sie sagten, es sei ihnen einfach als Pflicht erschienen, mich vor ihrem Chef zu warnen.

Mich macht es sehr unruhig, feststellen zu müssen,



dass meine Taten immer weitere Kreise ziehen. Aber manchmal, meine liebe Jeanette, kann man nicht mehr zurück, wenn man einen Weg eingeschlagen hat. So wirst Du, hoffe ich, auch verstehen, dass ich meine Reise nicht länger hinauszögern konnte. Ich besuchte die Beaudonnats, welche mich zum Essen einluden. Als ich sagte, ich führe jetzt, fragten sie immer wieder, ob sie wirklich darauf bauen könnten.

Aimée legte mir 20 Goldstücke auf den Tisch. «Vielleicht können sie dir nützlich sein», sagte sie.

«Sicher», antwortete ich, wobei ich an die Leute dachte, die mir helfen mussten, die zahlreichen verbotenen Übergänge zu passieren. Ich trug ihnen auf, einen kleinen Koffer zurechtzumachen mit einem Hemd, einem Anzug und Rasierzeug.

Als ich den Bonys mitteilte, dass ich versuchen werde, Beaudonnat zu befreien, meinten sie, ich sei total verrückt geworden. Ich sagte ihnen, es sei das letzte Mal, dass ich es versuche. Sie wollten mich umstimmen, aber ich hatte den Beaudonnats mein Wort schon gegeben.

Die ganze Familie Beaudonnat begleitete mich im Auto nach Clermont-Ferrand, von wo ich den Bus nahm, der mich nach Moulins bringen sollte.

Unterwegs erzählte man mir eine lustige Geschichte, die ich Dir nicht vorenthalten will. Oder hast Du sie vielleicht selber schon gehört? Kürzlich erschien auf der Polizeiwache eine Bauernfrau. Sie fragte den Polizisten, wo sich denn der berühmte Schwarzmarkt befinde, sie habe gehört, dort könne man seine Sachen teurer verkaufen, und deshalb möchte sie dorthin gehen. Der Polizeibeamte fragte, was sie denn auf diesem

Schwarzmarkt verkaufen wolle, worauf die Frau ihn herausführte und einen Handkarren zeigte, der gefüllt war mit landwirtschaftlichen Produkten wie Käse, Butter und Würsten. Der Polizist lachte laut und sagte, leider müsse er den Wagen beschlagnahmen, und dazu werde man ihr eine Busse aufbrummen. Die Frau verstand die Welt nicht mehr. In Clermont verabschiedete ich mich von Beaudonnats. Wie bereits das letzte Mal musste ich auf dem Dach des Busses reisen, weil drinnen alle Plätze besetzt waren. Jetzt befinde ich mich in einem kleinen Ort namens Besson, in einem kleinen Restaurant, dessen Wirt ich kenne. Hier warte ich, bis es Abend wird. Dann muss ich durch den Wald gehen bis ans Ufer des Allier, wo mich französische Bekannte über den Fluss führen werden. Du siehst, dank meiner bisherigen Reisen besitze ich schon ein ganzes Netz von Beziehungen. Auf der andern Seite werde ich von anderen Leuten nach Villeneuve gebracht, wo ich gefahrlos den Zug nach Paris nehmen kann. Der Wirt dieses Lokals wird Dir den Brief bringen, wenn er das nächste Mal nach Clermont fährt. Sorge Dich nicht um mich. Das ist meine letzte Reise.

Besson, 21. April 1941

*Walter*

Als ich den Brief fertig geschrieben hatte, bat ich den Wirt um einen Umschlag, auf den ich Jeannettes Adresse schrieb. Ich lud den Wirt zu einer Flasche Wein ein und übergab ihm dabei den Umschlag.

Ich wartete bereits den ganzen Tag hier auf ein Zeichen, mich ans Ufer des Alliers zu begeben, um von dort mit einem Boot über den Fluss gebracht zu werden. Endlich war es soweit. Leise schlich ich durch den nächtlichen Wald. Am Ufer musste ich etwa eine Stunde warten. Dann vernahm ich leise Ruderschläge. Zwei Männer sprangen aus dem Boot und verschwanden in der Dunkelheit. «Psst», zischte ich dem Mann zu, der im Boot geblieben war. Ich kannte ihn. Er hatte vor wenigen Wochen Méallet und mich über den Fluss gebracht. «Ich gehe zurück», flüsterte ich ihm zu.

## 11. Kapitel

### Der Ausweis

Ich gehe zum Gestapochof und erzähle ihm alles, dachte ich.

Ich war allein mit meinem zerschlagenen Körper und ganz klein. Ich dachte daran, wie ich mich retten konnte.

Habe ich gedacht?

Mein Körper dachte. Aufhören, schrie er. Erzähle! Ein Hund von einem Franzosen hat dich ans Messer geliefert. Rette deine Haut!

Andere Bilder stiegen auf. Frau Grenier, wie sie unter der Tür ihres Hauses stand, ungekämmt am frühen Morgen, die Hände in die Hüfte gestützt, und ihren Mann zum Teufel jagte, der Angst hatte, zwei frierende Flüchtlinge aufzunehmen. Frau Dauchez, die Wirtin des Hotels Franco-Belge, wie sie mich an sich drückte mit ihren dicken, kräftigen Armen. Louis' Mutter, die meine Hand zwischen ihre Hände nahm, wenn ich erzählte. Der kleine Junge an der deutsch-belgischen Grenze, wie er uns mutig an den deutschen Wachtsoldaten vorbeiführte. Die Postbeamten, die ihr Leben riskierten, wenn sie uns unter Postsäcken verborgen nach Paris schmuggelten.

Verrat. Du wirst deine Freunde verraten.  
Sei schlau!

Ich war kaputt und zerschlagen. Müde, kraftlos. Ich konnte nicht mehr. Im Hirn jagten sich Variationen meiner Geschichte. Wie ich in die besetzte Zone kam – ohne die Hilfe der Dutoits. Wie ich zu deutschem Geld kam – ohne die Hilfe der Animierdamen. Wie ich die verbotene Zone passierte – ohne an einem kleinen Restaurant am Waldrand vorbeigekommen zu sein. Wie ich die deutsche Grenze überquerte – ohne Henri und Louis getroffen zu haben.

Wie ein Schachspieler dachte ich Hunderte von Möglichkeiten durch. Aber ich musste Figuren opfern, um zum Ziel zu kommen. Es konnte gelingen, wenn ich die Postbeamten verriet. Ohne sie ging meine Geschichte nicht auf. Ohne sie würde man mir nie glauben. Es gab viele Postbeamten, und ich kannte die Namen von denen nicht, die mir geholfen hatten.

Verrat.

Man kann ihnen nichts beweisen. Man wird sie überwachen, aber man kann ihnen nichts beweisen. Ich war entschlossen zu reden.

Ich lag auf meiner schmalen Pritsche. Sechs Wochen hatten mich die beiden SS-Schergen durchgeprügelt. Pensum 25. Ich schlief, wachte auf, drehte mich mühsam auf die andere Seite, schlief wieder ein.

Schlüssel klirrten.

«Mitkommen!»

Ich schleppte mich hinter dem Gefangenenwärter her zum Büro des Gestapochefs. Als ich ihn in seiner sau-

beren Uniform sah hinter dem grossen Pult, packte mich Panik. Der Polizeiinspektor in Paris, der mir den Ausweis eines Bewohners der französischen Hauptstadt ausgestellt hatte! Die Gestapo hatte den Ausweis in meinen Taschen gefunden. Wie sollte ich erklären, dass ich Einwohner der Stadt Paris geworden war? Wie konnte ich den Polizeiinspektor schützen, der den Ausweis unterschrieben hatte?

«Na und, Herr Ulrich?» machte der Gestapochef, der die Formeln der höflichen Befragung auf ein Minimum abgekürzt hatte.

Ich brachte keinen Ton über die Lippen. «Nichts?» fragte er mit gespielterm Erstaunen. «Keine Angst», sagte er darauf, «bei uns hat noch jeder geredet, jeder.» Er lachte vor seiner grossen Weltkarte, auf der die Fähnchen, welche die deutschen Truppen darstellten, tief in Russland steckten. Er gab den Folterern ein Zeichen. «Bis morgen», verabschiedete er sich.

Ich heulte unter den Schlägen, aus Schmerz und Verzweiflung und aus Wut über meine Dummheit.

Paris, die Stadt, in der das Leben weiterging. Nie fühlten sich die Deutschen so stark wie in diesem Frühling 1941. In Vichy erstellten junge Regierungsmitglieder das Programm eines eigenständigen französischen Faschismus, um «aus der Niederlage Frankreichs den Sieg Europas hervorgehen zu lassen.» Der Widerstand gegen die völlige Kapitulation vor Hitlers Ideen regte sich erst zaghaft. Dass aber das französische Volk den Besetzern alles andere als freundlich gesinnt war,

merkte ich bei der Ankündigung meiner dritten Deutschlandreise. Erstaunt schlugen meine Bekannten in der französischen Hauptstadt die Hände zusammen, schimpften mich einen Verrückten und liessen mich hochleben.

Oh, ich wurde auch gewarnt. Ich schlug die Warnungen in den Wind. Nach den ersten beiden Erfolgen war ich meiner Sache sicher. Ich kannte die Übergänge, die ich benützen musste, um unbehelligt an Wachtposten und Grenzpolizisten vorbeizukommen. Und hatte ich nicht wie eine freche Maus in der Stube vor der grausamen Katze herumgetanzt und zwei schöne Käsestücke entführt? Hatte ich nicht gezeigt, dass auch die grossen und mächtigen Deutschen klein werden, wenn man sie nur laut genug anbrüllt? Sollte ich mich da noch fürchten? «Keine Angst», sagte ich und lachte, «mir passiert schon nichts.» Die Vorstellung, die selbsternannten Herrenmenschen, vor denen sich die ganze Welt fürchtete, in ihrem eigenen Land an der Nase herumzuführen, gab mir Auftrieb.

So sass ich wieder im Caprice Viennois hinter einer Flasche Champagner und wartete wie die Mädchen, die an der Bar oder an kleinen Tischen sassen, auf deutsche Kunden. Ohne Probleme war ich über den Allier gekommen, danach hatten mich zwei junge Männer mit einem Auto auf abgelegenen Strassen nach Villeneuve geführt. Der aktive Widerstand der Franzosen, der später den Deutschen noch grosse Sorgen machen sollte, gründete auf dem passiven Widerstand eines grossen Teils der Bevölkerung. Die Einheimischen

schufen hinter dem Rücken der Besitzer Verbindungsnetze, über welche Informationen, Waren und Personen verschoben wurden. Ich erlebte einen grossen Zusammenhalt unter den Personen, welche nicht offen mit den Deutschen konspirierten. So war ich auch schnell nach Paris gekommen. «Merde», sagten die beiden jungen Burschen, als sie sich in Villeneuve verabschiedeten. Das hiess damals: Haisund Beinbruch.

Claire und Berthe arbeiteten nicht mehr im Caprice Vienneis. Sie hätten Streit mit dem Besitzer des Lokals gehabt, erklärten die zwei Damen, welche sich an den Nebentisch setzten. Ich hatte ihnen erklärt, wie ich vorzugehen trachtete. Alle waren bereit, mir zu helfen. Der Kellner würde die ersten deutschen Offiziere in die Nähe der beiden Mädchen plazieren. Diese sollten mit ihrem Charme den Deutschen einheizen, bis ein schönes Gespräch in Gang kam, in welches ich mich dann zuerst mit einem Champagner und danach mit einer kleinen Bitte mischen wollte.

Das Spiel klappte vorzüglich. Zwei Offiziere buhlten auf rührende Weise, nämlich mit Händen und Füßen und bescheidenen Sprachkenntnissen, um die Aufmerksamkeit der beiden Frauen, und als ich ihnen die Geschichte mit meiner Geliebten im Elsass erzählte, zückten sie, heftig angespornt von meinen Freundinnen, die Brieftaschen und liessen sich 110 Mark wechseln.

Zu meiner Rechten hatte ein anderer deutscher Offizier Platz genommen, der von einem Herrn in Zivil begleitet war. Ich merkte, dass mir der Zivilist hin und wieder aufmerksame Blicke zuwarf, doch schenkte ich



dem keine weitere Beachtung. Morgens um vier Uhr verabschiedete sich der Offizier von seinem Begleiter, der ruhig an seinem Tischchen sitzenblieb. Auch ich hatte keine Eile; ich feierte meinen Erfolg ganz allein mit einer Flasche Champagner. Als sich auch die beiden Mädchen zusammen mit ihren dienstfertigen Kavaliere verabschiedet hatten, stand der Zivilist auf und setzte sich an meinen Tisch. Erstaunt sah ich ihn an, denn solch spontane Annäherungen waren in diesen Zeiten des allgemeinen Misstrauens selten.

Er schaute mir in die Augen. «Hören Sie», begann er, «ich will Ihnen etwas sagen. Sie sind ebensowenig ein Nationalsozialist wie ich.» Ich erschrak und stammelte einen verwirrten Protest. Er lachte nur. «Ich habe die Ohren gespitzt und Ihre Unterhaltung mitbekommen. Als ich sah, wie schlau Sie sich das deutsche Geld zu verschaffen wussten, merkte ich, dass Sie andere Absichten haben, als eine Geliebte im Elsass zu besuchen.» Ich hatte mich von meinem Schrecken noch nicht erholt und versuchte, ihn von seiner Vermutung abzubringen. Doch er unterbrach mich, indem er mir auf die Schultern klopfte, in die Innentasche seiner Jacke griff und vier verschiedene Pässe herausholte, die alle sein Bild trugen, aber auf verschiedene Namen ausgestellt waren. Er sei Belgier, erklärte er, und arbeite für die französische Exilregierung in London und den englischen Intelligence Service. Wir verabredeten uns für den folgenden Tag in einem Restaurant in der Nähe des Moulin Rouge.

Die Begegnung mit dem Belgier wühlte mich so auf,

dass ich kaum einschlafen konnte, obwohl der neue Tag schon dämmerte. Was würden meine Bauern in Orcival sagen, wenn ich ihnen erzählte, dass ich mich mit Geheimdienstagenten traf, wie andere Leute sich mit dem Kaminfeger treffen? Tatsächlich staunte ich selber, wohin mich der Entschluss, den Sohn meines Freundes Marcel Bony aus dem Stalag zu befreien, schon gebracht hatte. Ich war nicht wenig stolz, fühlte aber auch Neid gegenüber dem Agenten. So ausgerüstet, dachte ich, mit der Hilfe einer Grossmacht im Rücken, könnte ich noch viele Franzosen aus Deutschland herausholen.

Wir assen zusammen, am Nachmittag spazierten wir in Paris herum. Er erzählte nichts von seiner Arbeit – ich fragte ihn auch nicht. Er sagte nur, dass er gerne darauf verzichte, nach Deutschland zu gehen, er stelle sich vor, das Risiko sei ungleich grösser, als hier in Paris zu arbeiten. Mit der Metro fuhren wir bis zur Station Barbais-Rochouard, weil mein Bekannter ein Bild von der Atmosphäre im Algerierviertel gewinnen wollte. Wir schauten den Männern zu, die unter einer Brücke verkauften, was sie sich zusammengeklaut hatten. Gegen Abend verabschiedeten wir uns mit gegenseitigen Glückwünschen.

Am Abend passierte etwas, was mich nachdrücklich daran erinnerte, dass meine Ausrüstung im Vergleich zur Gefährlichkeit der Expedition sehr mangelhaft war.

Ich sass wieder im Caprice Viennois bei den gleichen Frauen, die mir am Vorabend geholfen hatten, jetzt aber ohne die Begleitung deutscher Kavaliere. Plötz-

lich betraten zwei deutsche Soldaten das Lokal, die ich aufgrund ihrer Kette um den Hals der Feldgendarmarie zurechnete, welche man oft in den Strassen patrouillieren sah. Langsam schritten sie von einem Tisch zum andern und kontrollierten die Papiere der deutschen Offiziere.

In diesem Augenblick beschlich mich eine grosse Angst. In meiner Tasche befand sich nur eine in der Gemeindeganzlei von Orcival ausgestellte Identitätskarte, und das war eindeutig zuwenig, um meine Anwesenheit in einem Pariser Nachtlokal zu erklären. Eingehend kontrollierten die Soldaten die Papiere der Offiziere am Nebentisch. Uns warfen sie einen musternenden Blick zu. Dann gingen sie weiter zur Ecke, wo sich andere Offiziere befanden.

«Die kontrollieren nur die Papiere der eigenen Leute», flüsterte mir eines der Mädchen zu. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Doch das Fehlen eines ordentlichen Ausweispapiers hatte mich so stark schwitzen lassen, dass ich beschloss, am anderen Tag den Pferdemetzger aufzusuchen, den ich auf der Heimreise mit Roger Méallet kennengelernt hatte. Vielleicht konnte er mir helfen. An jenem Abend winkte mir noch einmal das Glück, als ein deutscher Offizier nicht genügend französisches Geld bei sich hatte, um die Rechnung zu bezahlen. Sofort erklärte ich mich bereit, das Geld zu wechseln. Nun fehlte nicht mehr viel, und ich konnte mich auf die Reise machen.

Ich hatte keine Mühe, das Haus des Pferdemetzgers zu finden. Der Mann erzählte mir, dass seine Tochter gestorben sei. Ihr Ehemann – den er mich zu befreien ge-

beten hatte – wisse noch nichts von dem Unglück. Nochmals bat er mich, den Versuch zu unternehmen, seinen Schwiegersohn aus Deutschland herauszuholen. Ich sagte ihm, dass ich bereits auf dem Weg sei, einen anderen Gefangenen zu befreien, versprach aber, später vielleicht auf seine Bitte zurückzukommen. Ich erzählte ihm von meinen Schwierigkeiten mit den Ausweispapieren, und es stellte sich heraus, dass der Pferdemetzger einen Verwandten hatte, der als Polizeiinspektor arbeitete. Wir suchten ihn auf, und der Mann erklärte sich bereit, mir eine Erkennungskarte auszufüllen. Ich liess mir ein Passfoto machen, das ich dem Polizisten übergab. Bereits am nächsten Tag konnte ich die Identitätskarte abholen. Sie wies mich als französischen Staatsbürger aus, der in irgendeiner Strasse von Paris wohnte, die der Inspektor selber eingetragen hatte. Er sagte, es sei keine Schwierigkeit gewesen, die Karte auszustellen. Er habe dem Vorgesetzten von mir erzählt, und der habe nichts gegen die kleine Fälschung gehabt.

Ich bedankte mich herzlich. Nun konnte mir, wenigstens im besetzten Gebiet Frankreichs, nichts mehr passieren. Doch das Glück hatte sich an diesem Abend noch nicht erschöpft. Als ich Robert in seiner Bar besuchte, winkte er mich in die Küche. Er zog seine Brieftasche hervor und zeigte mir einen Hundertmarkschein. Er hatte ihn zwei deutschen Soldaten gewechselt, die nicht genügend französisches Geld bei sich gehabt hatten, um die Huren zu bezahlen.

«Grossartig», sagte ich, «das müssen wir feiern.» Ich

lud Robert und seine Pauline zu einer Flasche Champagner ein. Auch ein Spanier beteiligte sich an unserem kleinen Fest. Er nannte sich «Comandante Max» und war bis zur Machtergreifung durch Franco Offizier der spanischen Armee gewesen.

Alle stiessen auf mein Wohl an. Ich hatte 300 deutsche Mark im Sack und war bereit, abzureisen.

## 12. Kapitel «Complètement fou»

Ich war übermütig, aber hellwach. Eine Art von Euphorie, die den Geist nicht umnebelt, sondern schärft. Das Gehirn erkennt die Gefahr, bevor sie sich zeigt. Die Welt scheint durchsichtig. Jedes Geräusch, jede Bewegung, jedes Wort passiert den Filter eines glasklaren Bewusstseins. Was nichts mit dem angestrebten Ziel zu tun hat, fließt weiter, Menschen, Städte, Landschaften schweben vorbei wie die fernen Nebel eines anderen Gedankensystems. Nur die Informationen, die mit der Mission zu tun haben, werden gespeichert und lösen blitzschnelle Überlegungen aus, rasante Gedankenkombinationen eines Kopfes, der von überflüssigem Ballast befreit ist. Die Gefahr, in welche ich mich begab, wirkte auf mein Gehirn wie eine Droge. Im Rausch einer gesteigerten Wahrnehmung tat ich Dinge, die verrückt schienen. Aber sie waren nicht so verrückt, wie sie aussahen. Ich wusste mehr als die Menschen, die sich um mich sorgten. Ich besaß überwache Sinne und ein Selbstvertrauen, das Berge versetzt.

Ich schlief wenig, aber ich fühlte mich nicht müde, als ich morgens um acht Uhr zum Gare de l'Est ging. In

Soissons wanderte ich die drei Kilometer bis zum Waldrand, wo die junge Frau in einer Blechbaracke ein kleines Restaurant führte. Ich fand den Weg ohne Schwierigkeiten. Es war noch keinen Monat her, seit ich das letzte Mal hier vorbeigekommen war. Es war ein aufregendes Wiedersehen in der kleinen Kneipe, denn die Frau hatte mit ihren Freunden, die mich über den Fluss gebracht hatten, gewettet, dass es mir niemals gelingen würde, Méallet aus Deutschland herauszuholen. Nun hatte ich es geschafft und ging nochmals hin, um Beaudonnat zu befreien. Wir tranken einige Flaschen Wein, dann besprachen wir, zu welcher Zeit ich am besten den Kanal überqueren sollte, an dem uns das letzte Mal beinahe ein angelnder Soldat entdeckt hätte. Man gab mir den Rat, nachher nicht die Landstrasse nach Laon zu benützen, sondern mich im Schutze des Waldes fortzubewegen, weil ich sonst bestimmt von den Deutschen angehalten würde. Gegen Abend schlichen wir zum Kanal. Im Unterholz versteckt warteten wir eine Viertelstunde, bis auf der andern Seite eine deutsche Patrouille auftauchte. Die Soldaten plauderten miteinander. Langsam entschwanden sie unseren Blicken. Wir warteten einige Minuten, dann schoben wir das Gummiboot ins Wasser. Zwei Stunden später stand ich an der Hintertür des Hotels Franco-Belge und wartete, bis Frau Dauchez aufschloss.

Die Begrüssung verlief wie ein altbekanntes Ritual. Kopfschütteln, Staunen, Umarmung. Ich vernahm, dass die Post nach Paris nicht mehr in einem eigenen Wagen spedierte, sondern in einem gewöhnlichen Abteil

zwischen den Sitzbänken aufgestapelt wurde. Das bereitete mir einigen Kummer für die Rückfahrt. Zum ersten Mal, seit ich Frau Dauchez kannte, schlug ich ihr ein Abendessen aus. Ich hatte keinen Hunger und begab mich früh zu Bett. Am anderen Tag schien die Sonne. Der helle Frühlingstag stimmte mich heiter. Ich sah einen Kalender über meinem Bett: der 28. April 1941. In meinem Kopf setzte sich eine fixe Idee fest. Ich wollte am 1. Mai Beaudonnats Gefangenenkommando in Deutschland erreichen. Hitler hatte den ersten Mai zum nationalen Feiertag ausgerufen. Ich stellte mir vor, dass es leichter wäre, an einem Feiertag, wo sich alle Leute auf der Strasse befanden, unentdeckt zu bleiben. Ausserdem war es wahrscheinlicher, dass ich den Gefangenen nicht lange suchen musste, sondern ihn bei seiner Unterkunft, der Jugendherberge von Hahn, finden würde. Ich besprach das Vorhaben mit Frau Dauchez und den Postbeamten, welche jeden Mittag das Lokal aufsuchten. Sie fanden den Plan gut.

Auf einmal wurde es im Restaurant sehr laut. Ich erkannte die Stimmen deutscher Soldaten. Der Radau machte mich neugierig. Ich verliess die Küche und setzte mich an ein Tischchen im Saal. Rings um die Theke lümmelte sich eine Horde deutscher Soldaten und bestellte eine Runde Cognac nach der andern. Sie benahmen sich so rücksichtsvoll wie der berühmte Elefant im Porzellanladen. Sie waren es ja, welche nicht nur die Gesetze, sondern auch die Umgangsformen bestimmten: die Sieger. Ich blieb an meinem Tischchen sitzen. Ein Unteroffizier fiel mir auf, der still an einer der Säulen lehnte, welche die Theke umrahm-



ten. Der Mann nippte nur an seinem Glas, dann goss er den Inhalt mit einer ruhigen Bewegung die Säule hinter. Er wirkte völlig nüchtern, die Sauferei schien ihn anzuwidern.

Ich weiss nicht, welcher Teufel mich ritt, als ich aufstand und mich langsam dem Unteroffizier näherte. Ich stand direkt hinter ihm. Ich sah, wie man ihm wieder ein Glas reichte, wie er sich nur die Lippen netzte und dann den Cognac langsam die Rinne der Säule hinterfliessen liess. Er musste bemerkt haben, dass jemand hinter ihm stand, denn plötzlich drehte er sich um. Fragend schaute er mich an. Dass ich ihn auf Deutsch ansprach, schien ihn zu erschrecken. Er blieb einen Moment lang sprachlos.

«Hören Sie», sagte ich und näherte mich seinem Ohr, um das Brüllen seiner betrunkenen Kameraden durchdringen zu können, «ihr könnt euch ja stark und gross und mächtig vorkommen, ihr deutschen Soldaten, und ihr könnt euch als die Herren der Welt vorkommen, aber fühlt euch nicht allzu sicher! Eure Macht ist nicht so unerschütterlich, wie ihr vielleicht glaubt. Zum Beispiel kenne ich einen Menschen, der schleicht sich jetzt zum dritten Mal nach Deutschland ein, um einen französischen Freund aus der Gefangenschaft zu befreien, und bald wird er den dritten Franzosen seiner Familie zurückbringen. Glauben Sie mir das?»

Die Antwort, die ich bekam, machte mich fassungslos. Der Unteroffizier lehnte ruhig an der Säule. «Vor diesem Menschen», sagte er so leise, dass ich ihn kaum verstehen konnte im Lärm, «kann man nicht genügend

Respekt haben.» Er seufzte und lächelte. «Diese Sauferei kotzt mich an. Viel lieber würde ich ohne Militärklamotten herumlaufen.» Ich hob die Hand zum Abschied, danach zog ich mich in die Küche zurück. Als ich Frau Dauchez und den Postbeamten von meinem Erlebnis erzählte, schimpften sie mich einen Dummkopf und hoffnungslos Verrückten. Ich musste ihnen recht geben.

Am anderen Morgen stand ich um sechs Uhr auf. Frau Dauchez hatte schon das Frühstück vorbereitet. Die frühe Stunde liess den Abschied nüchterner ausfallen als andere Male. «Pass auf dich auf», sagte die Wirtin, dann ging ich zum Bahnhof. Über Hirson und Charleville kam ich nach Givet. Zu Fuss überquerte ich die belgische Grenze. In Heer-Agimont nahm ich den Zug nach Namur, von da aus ging es weiter nach Lüttich. Ich suchte den einbeinigen Eisenbahner. Als ich ihn nicht sofort fand, stieg ich ins Tram nach Verviers. Henri betrachtete mich wieder einmal wie einen Geist, der schon zum fünften Mal von den Toten auferstanden ist.

«Oui, mon eher», lachte ich, «es ist wieder einmal soweit.»

«Eh bien», machte er, «ich ehre deinen Mut, aber du bist ein Verrückter.» Dann holte er eine Flasche Wein, und im Hinterzimmer des Restaurant de la Délivrance erzählte ich ihm, wie ich mit Roger Méallet nach Hause gekommen war. Hier habe sich nicht viel geändert, erzählte Henri, ausser dass man sehr vorsichtig sein müsse beim Überqueren der Grenze. Kürzlich seien einige Deutsche erwischt worden, die versucht hätten,

nach Belgien zu kommen. Die Soldaten hätten die Wachsamkeit verstärkt.

Es tat mir gut, mit Henri eine Flasche zu trinken und zu plaudern. Es gab mir den Eindruck, Teil einer Verschwörung zu sein, einer Gemeinschaft, die sich der Macht der nationalsozialistischen Besetzer entgegenstemmte. Dieses Gefühl der Solidarität fand ich oft in den besetzten Gebieten. Ein kleines, aber wichtiges Zeichen dafür war, dass man Formalitäten fallen liess. Es kam nicht darauf an, aus welcher Gesellschaftsschicht einer stammte, es kam darauf an, dass er gegen die Deutschen war. Jedermann duzte sich. Und an jenem Abend war mir das Gefühl, nicht allein zu sein, besonders wichtig. Denn ich wusste, dass ich, sobald ich mich in Deutschland befand, einsamer sein würde als ein in einer Flasche eingeschlossener Liebesbrief auf dem Atlantik. Bestimmt gab es in Deutschland auch Leute, die nicht mit dem Regime einverstanden waren, doch für mich war es ein Ding der Unmöglichkeit, sie aufzuspüren und mit ihnen Kontakt aufzunehmen.

Ich übernachtete wieder bei Louis und seiner Mutter. Die alte Frau weinte, als sie mich sah. Sie kochte Kaffee, dann setzte sie sich neben mich und bat mich zu erzählen, wie ich mit Roger Méallet heimgekommen war. Ich spürte die Wärme ihrer Hände und darin die Liebe einer Mutter. «Möge Gott Sie behüten», sagte sie zum Abschied, und ich fand die Formulierung so delikate, dass mir fast die Tränen kamen.

Ich konnte nicht schlafen. Morgens um drei Uhr klopfte Louis an die Zimmertür. Hastig stieg ich aus dem Bett.

Nach einem heissen Kaffee verabschiedete ich mich. Wieder erklomm ich die steile Wiese, die mich zum Drahtverhau führte. Das Gras war nass, und es kostete mich grosse Mühe, meinen Koffer hinauf zu schleppen. Ich nahm an, dass seit dem letzten Mal kaum jemand das Drehkreuz geölt hatte, und so zog ich es vor, über den Zaun zu klettern. Die Übung gelang, ohne dass jemand aufmerksam wurde. Als der Morgen dämmerte, mischte ich mich unter die Grenzgänger. Gemütlich schlenderte ich zum Bahnhof von Eupen, wo immer noch die riesige Hakenkreuzfahne flatterte. Ich bestieg das Tram nach Aachen, und wie ein geübter Fahrgast entrichtete ich dem Schaffner mein Fahrgeld.

In Aachen hatte ich sofort Anschluss nach Köln. Hier wartete ich einige Stunden, denn ich wollte nicht zu früh in Wiesbaden eintreffen, wo der Bummelzug nach Hahn-Wehen bereitstand. Alles klappte vorzüglich, und am 30. April 1941 um 17.30 Uhr rollte der Zug in die kleine Bahnhofshalle von Hahn-Wehen ein.

Ich hatte zwei Möglichkeiten, weiterzugehen: nach links oder rechts. Der eine Weg musste nach Hahn, der andere nach Wehen führen. Ich wagte nicht, jemanden zu fragen, weil ich nicht als Ortsunkundiger auffallen wollte. Auf gut Glück marschierte ich nach rechts und kam nach einer halben Stunde an eine Ortstafel mit der Aufschrift Wehen. Ich hatte Pech gehabt. Aber es war mir recht, dass ich als Fremder nicht in unmittelbarer Nähe des Lagers war, und so suchte ich einen Gasthof auf. Er war voller Leute. Nur an einem runden

Tisch in der Ecke war noch ein Platz frei. Ich fragte, ob der Stuhl frei sei. Ein zustimmendes Nicken, das nicht ohne Misstrauen war, antwortete mir. Ich bat einen Soldaten, der neben mir sass, um Feuer. In einem angrenzenden Saal, dessen Tür offenstand, waren mehrere Personen daran, eine Bühne mit Blumen und Hakenkreuzfahnen zu schmücken. Es ging lange, bis ich bedient wurde. Ich fragte den Soldaten, ob ich ihn zu einem Glas Wein einladen dürfe. Er war einverstanden, und so bestellte ich eine Flasche. Ich sagte ihm, dass ich am Montag eine neue Stelle antreten würde. Er nahm die Auskunft als selbstverständlich hin und erzählte seinerseits, dass er sich im Urlaub befinde. Er sei in diesem Dorf aufgewachsen.

---

Ob denn in diesem Lokal alle Dorfbewohner versammelt seien, wollte ich wissen. Er verneinte. Es war eine Abteilung der Opelwerke, die hier eine vorgezogene l.-Mai-Feier veranstaltete. AuF der Bühne probte ein Werkschor. Der Duft einer Erbsensuppe wehte mir um die Nase und machte mich hungrig. Ich hätte leider keine Lebensmittelkarten bei mir, sagte ich dem Soldaten, aber Lust, etwas zu essen. Der Soldat stand auf und unterhielt sich mit dem Wirt. Er kam mit der Nachricht zurück, dass die Gesellschaft der Opelwerke Erbsensuppe mit Wurst bestellt habe, wir jedoch auch einen Teller bekämen, wenn etwas übrigbleibe. Eine grössere Sorge blieb aber bestehen, das Problem der Übernachtung. Die Betten des Gasthofs waren alle besetzt. Zum Glück bot mir der Soldat seine Hilfe an. Nicht weit weg vom Gasthof wohne eine Tante von ihm, bei der ich wahrscheinlich übernachten könne.

Nach einiger Zeit winkte der Wirt uns in die Küche. Er wollte nicht, dass die andern Gäste sahen, wie wir von der Suppe assen. Nachher tranken wir weiter vom guten Weisswein, denn der Soldat zeigte keine Lust, nach Hause zu gehen. Endlich brachen wir auf.

Vor einem Bauernhaus blieben wir stehen. «Marie», rief der Soldat, worauf ein Fenster geöffnet wurde. «Hast du nicht ein Zimmer für einen guten Bekannten?» Marie hatte ein Zimmer und warf den Schlüssel hinunter. Ich verbrachte eine ruhige Nacht im Bett einer Lehrerin, welche über die Feiertage zu ihren Eltern gefahren war.

Ich erwachte durch das seltsame Rattern einer Maschine. Als ich durch das Fenster spähte, sah ich einen Mann in der Uniform der Franzosen, der grosse Rüben in einer Hackmaschine zerkleinerte, um Viehfutter zu machen. Sofort suchte ich einen Zettel, um darauf eine Mitteilung zu schreiben. «Kennst du Beaudonnat?» stand in französischer Sprache auf dem Papier, das ich in einen schweren Gegenstand wickelte und dem Gefangenen zuwarf.

Er schaute sich um. Ich legte den Finger auf den Mund, als er mich bemerkte. Aber er schien Beaudonnat nicht zu kennen, denn er schüttelte den Kopf, nachdem er den Zettel gelesen hatte.

Die Bäuerin machte mir ein feines Frühstück. Dann wanderte ich die Strasse zurück, über die ich gestern gekommen war, ging am Bahnhof vorbei und erreichte nach einer weiteren halben Stunde Hahn. Hier fragte ich zwei Kinder nach der Jugendherberge. Die Kinder streckten ihren Arm aus: «Sehen Sie dort, das ist die

Jugendherberge. Aber jetzt ist dort das Gefangenenlager der französischen Soldaten.»

Langsam schlenderte ich zu dem grossen Gebäude. Einige Franzosen standen beim Fahnenmast. Etwas abseits sah ich einen Deutschen in Uniform. Ich stand still und wartete. Plötzlich drehte sich ein Franzose um. «Mensch, Walter», sagte er, «bist du doch gekommen!»

## 13. Kapitel

### Am Ende

Die Gedanken drehten sich in einem wilden Karussell. Sie drehten sich um einen Punkt: Was konnte ich den Nazis erzählen, ohne den Pariser Polizeiinspektor zu belasten, der mir den Ausweis eines französischen Bewohners der Hauptstadt ausgestellt hatte? Wie verrücktgewordene Billardkugeln sausten sie in meinem Gehirn herum und suchten ein Loch, in dem man eine französische Staatsbürgerschaft unterbringen konnte. Gleichzeitig liessen mich die Überlebensinstinkte langsam alle Glieder des Körpers bewegen. Zitternd die Finger öffnen. Ein Bein strecken. Aufstehen. Ich brauchte eine Stunde dafür oder einen Tag. Ich war ein gefolterter Häftling in einer 3x1 Meter grossen Zelle und ein Gefangener meiner eigenen Geschichte. Die Deutschen waren überzeugt, einen gefährlichen Spion geschnappt zu haben. Ich war nichts als ein kleiner Käser aus der Schweiz, der einige französische Freunde aus der Gefangenschaft befreit hatte. Wenn ich der Gestapo nichts sagte, würde ich langsam, aber sicher zu Tode geprügelt. Wer wusste schon, dass ich hier war? Einige der Personen, die mich kannten, ahnten vielleicht, dass etwas geschehen sein musste. Aber be-



stimmt konnten sie mir nicht helfen. Ausserdem wurde ich in einem Zustand völliger Isolation gehalten. Auch wenn ich die Schweizer Botschaft über meine Festnahme hätte informieren können – was hätten die Diplomaten eines kleinen Landes schon ausrichten können in diesem Land, in dem die Herrscher von ihrer Allmacht überzeugt waren? Und hätten die Diplomaten meines Landes überhaupt etwas ausrichten wollen für einen Verrückten wie mich, der die schwierigen, aber immer noch intakten Beziehungen zum Dritten Reich in Gefahr zu bringen drohte? Hitler-Deutschland befand sich auf der Höhe seiner Macht, und es war nicht anzunehmen, dass die Schweiz das geringste Risiko eingehen würde, nur um einen Narren zu retten. Denn das ist das Schicksal des Helden, wenn er sich vom Gegner erwischen lässt: Seine Taten erscheinen als Narretei, deren unseliges Ende jeder mann vorausgesehen hat. Wenn ich den Nazis aber meine Geschichte erzählte und mir dabei möglicherweise Folter und Tod ersparte, gefährdete ich die Franzosen, welche mir bei meinen Reisen geholfen hatten. Allerdings war das Risiko für die Betroffenen nicht so gross. Ich würde die Geschichte so erzählen, dass die Hilfeleistungen nicht als Akt des Widerstandes und der Subversion ausgelegt werden konnten. Nur die Postbeamten in Laon mussten sich auf eine genauere Untersuchung ihrer Transporte gefasst machen. Und der Polizeiinspektor von Paris... Die Gestapo hatte in meiner Tasche eine Identitätskarte gefunden, laut der ich ein Schweizer war und in

Orcival lebte, sowie ein Papier, das mich als französischen, in Paris wohnhaften Staatsbürger auswies. Natürlich hatten die widersprüchlichen Dokumente den Verdacht der Gestapo, ich sei ein Spion, erhärtet. Ich sah keine andere Möglichkeit, mich von diesem Verdacht zu befreien, als die Wahrheit zu sagen. Ich zermartete mein Gehirn, doch ich fand keine bessere Lösung. Ich würde sagen, dass mir der Polizeiinspektor den Ausweis ausstellte, weil ich versprochen hatte, einen seiner Verwandten aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien. Wenn der Polizeiinspektor in Paris von den Deutschen verhört würde, musste er sich selber aus der Klemme befreien, in die er durch meine Schuld geraten war. Schuld? Wer trug die Schuld daran, dass in Europa die Hölle los war? Wenn mich nicht ein Franzose verraten hätte, wäre ich von den Deutschen nicht erwischt worden. Und trugen all die Leute weniger Schuld, die es durch ihr Schweigen, durch ihre Tatenlosigkeit ermöglicht hatten, dass ein Monster wie Hitler überhaupt an die Macht kam? Aber auch wenn ich schwieg bis ins Grab, würde es dem Polizeiinspektor nichts nützen. Denn die Nazis würden meine echte Biographie bestimmt herausfinden und denjenigen suchen, der mir zu einer falschen Identität verholten hatte. Das war der Polizeiinspektor, der den Ausweis vor wenigen Tagen gestempelt und unterschrieben hatte.

Aber die Wahrheit, die nackte Wahrheit war die: Ich war am Ende. Die Widerstandskraft hinausgeprügelt, den Stolz hinausgekotzt, der Wille gerade noch gross genug, um das eigene Leben zu retten. Andere wären

in der gleichen Situation vielleicht mutiger gewesen, zäher, tapferer. Vielleicht hätten sie zehn Tage länger durchgehalten oder zwanzig Tage oder einen Monat. Vielleicht hätten sie sich lahm prügeln lassen, oder vielleicht hätten sie die übermenschliche Kraft aufgebracht zu schweigen bis ins Grab. Ich hatte die Kraft nicht. 42 Tage nachdem man mir zum ersten Mal gezeigt hatte, was «Pensum 25» bedeutet, bat ich den Zellenwärter, der meinen Blechnapf füllte, mich zum Dienststellenleiter zu bringen.

«Ich glaube, der will Ihnen was sagen», nuschelte der Wärter, nachdem er mich ins Büro seines Vorgesetzten gebracht hatte.

«Na sieh an, der Ulrich!» Der Gestapochef zeigte ein versöhnliches Lächeln. «Ich habe Ihnen doch gesagt, dass bei uns alle reden.» Er musterte mich von oben bis unten, wies einen Beamten an, das Protokoll zu führen und fragte dann hart: «Na also – für wen haben Sie spioniert?»

Mein Körper schmerzte. Ich stützte mich mit einer Hand auf das Pult des Gestapochefs.

Es war still.

«Ich habe bis jetzt immer gesagt, dass ich einen Franzosen aus dem Gefangenenlager befreien wollte», sagte ich mit einer Stimme, die fremd klang in meinen Ohren. «Ich habe Ihnen verschwiegen, dass dies nicht meine erste Reise nach Deutschland war. Bereits früher bin ich gekommen, um Freunde aus der Gefangenschaft zu befreien.»

Langsam drehte sich der Gestapochef zu seinem Protokollführer um. Der zuckte verächtlich die Schultern.

«Erzählen Sie also Ihr Märchen», schnaubte der Dienststellenleiter.

Ich begann. Schilderte, wie ich nach Orcival kam und ein geschätzter Mann wurde als Käser der Familie Bony. Berichtete, wie die Unwissenheit über das Schicksal der in Gefangenschaft geratenen Männer das ganze Dorf lähmte. Dass ich mich entschloss, den Sohn meines Kompagnons aus der Gefangenschaft zu befreien. Wie ich Roger Bony aus dem Lager von Bourg-Fidèle herausholte, Roger Méallet von Weissenhasel ins unbesetzte Frankreich zurückbrachte. Wie ich nach Deutschland zurückkehrte, um auch Jean Beudonnat heimzubringen, die deutsche Grenze überquerte, über Aachen, Köln und Wiesbaden Hahn-Wehen erreichte und schliesslich vor der ehemaligen Jugendherberge von Hahn stand, wo sich ein französischer Kriegsgefangener umdrehte und erschrocken ausrief: «Mensch, Walter, bist du doch gekommen!»

«Wann war das?» unterbrach der Gestapo-Chef.

«Am 1. Mai 1941, im Lager von Hahn.»

Er klingelte und flüsterte dem SS-Mann, der den Raum betrat, einige Anweisungen ins Ohr. Der Mann verliess das Zimmer.

«Fahren Sie fort», befahl der Dienststellenleiter knapp und ungeduldig. «Ich habe nicht viel Zeit, Ihre Lügengeschichten anzuhören.»

Aimée Beudonnat hatte ihren Mann davon verständigt, dass ich versuchen würde, ihn zu befreien. Trotzdem schaute mich Jean so verblüfft an, dass ich Angst

bekam, der deutsche Wachtsoldat würde uns bemerken.

«Pass auf», zischte ich Beaudonnat zu und starrte geradeaus auf den Fahnenmast, als ob ich noch nie im Leben einen gesehen hätte.

Langsam kam der Franzose näher. «Warte um zehn Uhr abends hinter dem Haus», flüsterte er, «wir haben seit einiger Zeit zwei Eisenstäbe am Fenster gelockert, so dass ich leicht fliehen kann.» Ich hob die Hand zum Zeichen, dass ich ihn verstanden hatte. Wortlos drehte ich mich um. Auf dem Dorfplatz fand ich ein Gasthaus, in dem einige wenige Gäste sassen, dem Aussehen nach Bauern aus der Umgebung. Still setzte ich mich in eine Ecke und lauschte dem Gespräch der Männer. Sie sprachen vom Krieg.

«Ich habe schon zwei Söhne verloren im Krieg», schrie ein älterer Bauer, «aber dem Führer würde ich auch noch den dritten opfern.»

Als ich das hörte, wurde mir unheimlich. Ich bekam Angst. Klein und schutzlos fühlte ich mich. Was würde mit mir passieren, wenn ich diesem fanatischen Wahnsinn in die Hände fiel? Rasch bezahlte ich die Zeche und ging in den nahen Wald, wo ich die Nacht abwartete.

Die Glocken der Kirche von Hahn schlugen zehn Uhr. Ich kauerte hinter dem Zaun der Jugendherberge. Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Leise Schritte näherten sich. «Jean, ici», raunte ich ins Dunkel der Nacht. Jetzt tauchte er auf und sprang geschickt über den Zaun. Wir rannten in den Wald. Hier hatte ich seine Zivilkleider versteckt. Rasch entledigte sich Jean Beau-

donnat seiner Militärklamotten. Wir folgten der Strasse nach Wiesbaden und sahen aus wie zwei Männer aus dem Dorf, die es eilig hatten, in die Stadt zu kommen. Wir wollten vor Mitternacht auf dem Bahnhof sein und wenn möglich noch einen Zug nach Köln erwischen.

Der Fahrkartenschalter war noch geöffnet. Um ein Uhr morgens fuhr der Zug nach Köln; die Wartezeit wollten wir im Bahnhofrestaurant verbringen. Zu unserer Überraschung wimmelte es in der grossen Halle von Menschen. Wir mussten uns durch einen schmalen Gang bis zum Schanktisch' drängen, um ein kleines Tischchen zu finden, wo wir uns setzen konnten. Ein Kellner nahm die Bestellung auf. Wir wollten Weissen trinken, doch es war nur Schorle zu haben. Ich fragte den Kellner, weshalb so viele Leute hier seien. «1. Mai», gab er zur Antwort, «Freinacht.»

Das allgemeine Gedränge gab uns gute Deckung, allerdings fürchteten wir, im feuchtfrohlichen Durcheinander angesprochen zu werden. So waren wir froh, als es endlich Zeit wurde, uns auf den Bahnsteig zu begeben. «Hör gut zu», wandte ich mich an Jean, «wir werden uns jetzt vom Tisch erheben und das Lokal verlassen. Schau zu, wie ich es machen werde: Lässig den Arm heben und ‚Heil Hitler‘ in die Luft hinaus sprechen, nicht allzu laut, ganz natürlich. Hast du verstanden?» Beaudonnat versicherte mir, dass er genügend Gelegenheit gehabt habe, die Grussformeln der Deutschen zu studieren, ich solle mir keine Sorgen machen. Ich bezahlte dem Kellner unser Getränk, erhob mich, markierte den Hitlergruss und ging meinem Begleiter voran durch den engen Gang, der zum Ausgang führte.

Ich wandte mich um und traute meinen Augen nicht. Ich war zu verblüfft, um zu erschrecken, ich sperrte Mund und Augen auf und dachte, wenn du jetzt keine Herzattacke bekommst, dann bekommst du nie eine. Jean Beaudonnat marschierte im Paradeschritt, im Stechschritt der preussischen Soldaten zwischen den lautstark diskutierenden Deutschen durch, den Arm zum Hitlergruss erhoben. Ich zerrte ihn zum Ausgang. Jean folgte mir ruhig und hatte keine Ahnung, weshalb ich so aufgeregt war. Ich stiess ihn in die Seite. «Spinnst du? Nicht einmal die grössten Nazibonzen verlassen ein Restaurant auf diese idiotische Art! Zum Glück bist du im Trubel niemandem aufgefallen, sonst hätte man dich schleunigst abgeführt wegen Verulkung des Nationalgrusses.»

Wir mussten den Zug im Dunkeln suchen; alle Lichter waren abgeschirmt. Wir fanden ein leeres Abteil. Die eigene Unruhe und das Rütteln des Zuges liessen uns nicht schlafen. Um halb fünf Uhr morgens fuhren wir in Köln ein. Das Buffet war noch offen. Wir hatten vor, den Tag in Köln zu verbringen, um nicht zu früh in Eupen anzukommen. Als sich die Strassen zu beleben begannen, verliessen wir den Bahnhof. Die Sonne schien, wir wanderten ziellos in der Stadt umher. Um vier Uhr nachmittags sassen wir im Zug nach Aachen. Ohne Zwischenfall erreichten wir Eupen, wo wir, schon im Dunkel der Nacht, zum leeren Fabrikgebäude schlichen. Es war verlassen. Die Familie, die mir das letzte Mal geholfen hatte, die Grenze zu überqueren, wohnte nicht mehr hier. Waren die Mutter und ihre Kinder et-

wa auch verhaftet worden? War sich der Knabe zu sicher gewesen, dass er die Wachsamkeit der Deutschen zu täuschen vermochte? Ich wusste nur, dass ich selber versuchen musste, den Weg nach Belgien zu finden. Langsam tasteten wir uns vorwärts, wobei ich mich auf meinen Orientierungssinn verliess und auf die Eindrücke, die ich vom letzten Mal zurückbehalten hatte. Wir kamen nur langsam vorwärts. Immer wieder blieb ich stehen, um nach verdächtigen Geräuschen zu lauschen. Nichts passierte. Und dann merkte ich, dass wir die Grenze überschritten hatten. Mein Gefühl täuschte mich nicht. Wir kamen an eine Strasse, welche zum Haus einer befreundeten Familie führte. Dort wurden wir unter Ausrufen der Freude und der Überraschung empfangen. Alle hatten sich Sorgen gemacht und ständig an mich gedacht.

«Das ist jetzt vorbei», beruhigte ich meine Freunde, «das war meine letzte Reise.»

Bis zu Mutter Dauchez in Laon verlief die Reise fast routinemässig, ohne Schwierigkeiten. Hier aber erfuhr ich von den Postbeamten, dass es weit gefährlicher geworden war, über die verbotene Zone nach Paris zu kommen, vor allem deshalb, weil die Post nicht mehr in einem eigenen Wagen befördert wurde. Aber sie versicherten mir, dass das Problem zu lösen sei.

Als Postbeamte verkleidet schoben wir einen Handwagen mit Postsäcken über die Geleise zum Bahnsteig. Die deutschen Soldaten nahmen keine Notiz von uns. Wir stiegen in einen gewöhnlichen Personenwagen, in dem zwei Postbeamte reisten.



Ausser ihnen befand sich niemand im Wagen. Wir wurden angewiesen, uns auf den Boden zu setzen. Während rings und über uns Postsäcke aufgeschichtet wurden, erklärte ein Beamter, dass die Kontrollen jetzt ausserhalb des Bahnhofs durchgeführt wurden und wir ungefähr eine Stunde in unserer ungemütlichen Lage verbleiben mussten.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es war schwierig, Atem zu kriegen, und ich hoffte, dass Jean nicht in einem ungünstigen Moment von einem Hustenanfall befallen würde. Nach zehn Minuten bremste der Zug. «Jetzt beginnt die Kontrolle», flüsterte der Postbeamte leise. Wir vernahmen Kommandorufe und bissen auf die Zähne. Die Waggontüre wurde geöffnet. Wir hörten die gedämpften Schritte zweier Soldaten. Auf unserer Höhe blieben sie stehen. Sie wechselten einige Worte mit den Beamten, dann entfernten sich die Schritte wieder. Nach einer Zeit, die uns unendlich lange vorkam, vernahmen wir mit grosser Erleichterung die Stimme eines Offiziers, der die Kontrolle beendete. Der Zug fuhr weiter, wir wurden aus unserer unangenehmen Lage befreit. Auch der Postbeamte atmete auf: «Es ist wieder einmal gutgegangen. Zum Glück ist es den Kontrollen noch nie in den Sinn gekommen, unter die Postsäcke zu schauen.» Ich gab ihm eines der Goldstücke, die mir Aimée Beaudonnat mitgegeben hatte. Er nahm es an mit der Bemerkung, dass die Lebensmittelversorgung in der besetzten Zone katastrophal geworden sei. Man brauche Verbindungen, um auf dem Schwarzmarkt einkaufen zu können. Ich erklärte ihm, dass die Situation in der unbesetzten Zone nicht viel besser sei.

In Paris vernahm ich, dass das Gebiet rings um Moulins von den Deutschen streng bewacht würde, es sei zu Aktionen der Résistance gekommen und fast unmöglich geworden, den Allier zu überqueren. Ich beschloss, mit Jean nur bis Nevers zu fahren und dort einen Übergang ins unbesetzte Gebiet zu suchen. In der Nacht vor der Abfahrt konnten wir beide nicht schlafen.

Ein wunderschöner Frühlingstag brach an, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass an einem solch strahlenden Tag noch etwas schiefgehen sollte. Etwa um ein Uhr nachmittags kamen wir in Nevers an. In einem Restaurant überlegten wir, was wir tun sollten. Die Demarkationslinie zog sich dem Allier entlang bis Moulins, auf der andern Seite führte sie nach Tours. Es war klar, dass wir die Stadt verlassen mussten, um eine Möglichkeit zur Überquerung der Grenze zu finden, denn hier in Nevers waren die Brücken genauso bewacht wie in Moulins, und man brauchte einen Passierschein, um auf die andere Seite zu kommen.

Aber wer konnte uns helfen, die richtige Stelle zu finden?

Ich sah einen Mann mittleren Alters, der mit dem Beladen eines Autos beschäftigt war. Ich fragte ihn, ob er mit den Örtlichkeiten vertraut sei. Wieso, fragte er zurück und musterte uns aufmerksam. Ich beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. «Wir kommen aus Paris und suchen einen Übergang, um in die unbesetzte Zone zu kommen. Mein Freund ist aus einem Gefangenenlager in Deutschland geflohen.»

«Steigt ein», sagte der Mann und zeigte auf seinen Wa-

gen. Er führte uns auf einen Bauernhof in einem kleinen Dorf. Es war nur eine Frau anwesend, die uns warten hiess, bis ihr Mann von der Arbeit zurückkäme. Gegen Abend kam der Bauer nach Hause. Er habe zusammen mit Freunden einen Fährdienst organisiert, sagte er.

Eine Stunde später überraschte uns der Bauer mit der Mitteilung, dass wir noch am gleichen Abend hinüber könnten. Er erklärte uns, wohin wir uns auf der anderen Seite wenden sollten. Um halb zehn trafen zwei weitere Franzosen im Haus ein. Es wurde nicht mehr gesprochen. Leise schlichen wir ans Ufer, wo das Gebüsch uns Deckung gab. Hier warteten wir, während einer der Franzosen weiterging, um den Weg zu beobachten, auf dem die Patrouille der Deutschen vorbeikommen musste. Als sie vorbei war, kam er zurück und zupfte uns leise am Ärmel. Wir folgten ihm, bis wir zu einem gut verborgenen Boot kamen. Mit leisen und behutsamen Ruderschlägen wurden wir auf die andere Seite gebracht. Ich drückte dem Mann einige Banknoten in die Hand, dann verschwand er. Wir marschierten eine Stunde, bis wir in ein dunkles Dorf kamen. Als ich bei einem Haus einen winzigen Lichtschimmer entdeckte, klopfte ich und fragte nach dem Wirt des Dorfes. Wir fanden ihn, wurden ins Haus gebeten und konnten die Nacht dort verbringen.

Am andern Morgen wurden wir mit einem Auto nach Saint-Amand geführt, wo Jean seine Frau in Orcival anrief. Sie verabredeten sich im Restaurant Rabelais in Clermont-Ferrand. Mit dem nächsten Zug fuhren wir ab.

In Clermont rannten wir zu einer Strassenbahn, die uns zur Place de Jaude führte. Das Denkmal des Vercingétorix grüsste uns. Dann vernahmen wir einen Schrei. Aimée Beaudonnat hatte uns entdeckt. Sie umarmte ihren Jean. Und als wir später auf dem Dorfplatz von Orcival eintrafen, war das ganze Dorf auf den Beinen, die Katholiken und die Kommunisten, auch Jean Méallet umarmte mich und Roger Bony.

## 14. Kapitel

### Eine Legende

Ich war ein anderer Mensch, als ich zum dritten Mal mit einem Gefangenen nach Orcival zurückkehrte. Ich schwebte wie in einem Zustand der Betäubung über das Leben hinweg, das bis jetzt meinen Alltag ausgemacht hatte. Ich war nicht mehr der kleine, fleissige Käser aus der Schweiz, der den besten St. Nectaire der ganzen Region machte und am Sonntag mit seinen Freunden einen guten Roten trank. Ich war einer, der drei Franzosen aus der Gefangenschaft befreit und den Boden unter den Füßen verloren hatte. Ich wusste nicht, wo ich stand. Schulterklopfen, Händeschütteln, Hochrufe, ich erlebte alles durch den Schleier göttlicher Gleichgültigkeit. Ich lachte, redete, trank, arbeitete, ging auf Forellenfang, aber es war nicht wie früher. Meine Seele hatte sich aufgemacht auf einen Weg, den ich noch nicht kannte.

Wohin ich auch ging, wurde ich zu einem Glas Wein eingeladen. Mein Gesicht war so bekannt wie das eines Sporthelden. Nach wie vor trafen unzählige Briefe ein, in denen mir die Geschichte von Söhnen und Ehemännern erzählt wurde, die irgendwo in Deutschland

Zwangsarbeit verrichteten und darauf warteten, dass ich sie befreite. Jeden Tag trafen Leute in Orcival ein, die mich suchten und mich unter Tränen und manchmal auch mit hohen Geldangeboten zu überreden versuchten, einen Angehörigen heimzuholen. Ich hörte zu, stellte einige Fragen, danach verabschiedete ich mich.

Ich stellte fest, dass sich die Leute die unglaublichsten Märchen über meine Heldentaten erzählten. Legenden wurden herumgeboten, die nichts mit der Wahrheit meiner drei Reisen zu tun hatten. Die Phantasie der Franzosen machte mich zu einem verwegenen und unverletzlichen Helden, der dank seiner List und Geschicklichkeit ganz Nazi-Deutschland zu täuschen imstande war und so viele Kriegsgefangene befreien konnte, wie er nur wollte. Die Erlebnisse mit den Deutschen, die ich tatsächlich gehabt hatte, wurden ausgeschmückt und mit so wilden Episoden angereichert, dass ich sie selber nicht wiedererkannte. Obwohl ich immer zur Berichtigung ansetzte, wenn mir meine eigene Geschichte derart verfälscht zu Ohren kam, war es unmöglich, die Bildung neuer Legenden zu verhindern. In ganz Europa siegten Deutschlands Truppen, und nichts schien den Vormarsch des Wahnsinns stoppen zu können. Da wollten sich die Leute ihren Glauben an einen unerschütterlichen Helden, der mit dem übermächtigen Feind Katz und Maus spielt, nicht nehmen lassen.

Aber auch das Gerücht liess sich nicht ausrotten, dass ich mit den Deutschen zusammenarbeitete und als Lohn für die Konspiration und zur Täuschung der französischen Bevölkerung hin und wieder einen

Kriegsgefangenen erhielt. Es gab Leute in Clermont-Ferrand, die mir mit Verachtung begegneten. Der Verdacht, dass ich ein deutscher Spion sei, machte mich furchtbar wütend. Ich spürte dahinter mehr als den Neid, den jeder Erfolgreiche erlebt, ich fühlte die tiefe Bosheit, die danach trachtete, jedes Ideal in den Dreck zu ziehen, und auf eine einfache Geste der Menschlichkeit spuckte, weil sie selber zu keiner imstande war. Einmal schleppte ich einen älteren Franzosen, der den Blödsinn, dass ich mit den Deutschen zusammenarbeitete, offen in den Restaurants erzählte, am Kragen zu Roger Bony, Roger Méallet und Jean Beaudonnat. Sie mussten ihm haargenau erzählen, wie ich sie befreit hatte und unter welchen Umständen wir nach Hause gekommen waren. Danach schlich er sich davon, aber er schien nicht überzeugt zu sein, dass er nicht doch recht gehabt hatte.

Ich besuchte Jeannette. Wir gingen zusammen spazieren. Sie nahm meine Hand und sagte, wie sehr sie an mich gedacht und sich grosse Sorgen um mich gemacht habe. «Ich halte das nicht aus», klagte sie mit leiser Stimme, «und wenn du nochmals gehst, ist es aus zwischen uns, verstehst du! Ich halte es nicht aus, diese Angst und Unsicherheit.» Die Worte kamen wie durch einen Nebel zu mir, und ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich flüsterte einige beruhigende Worte.

Eines Abends liessen mich die Beaudonnats rufen. Aimée und Jean stellten mich einem älteren Ehepaar vor, angeblich Verwandten, denen ich sofort die Bittsteller ansah. Sie hiessen Martin, und ihr Sohn befand

sich in Deutschland. «Wir haben so viel gehört von Ihnen...» begann der Mann. «... es ist unser einziges Kind. Er ist so schwächlich, und wir machen uns grosse Sorgen um ihn.» Ich brachte es nicht fertig, die alten Leute stehenzulassen und zu verschwinden. Wie unter einem hypnotischen Zwang stellte ich die Frage: «Und wissen Sie auch, wo sich Ihr Sohn befindet?» Blitzschnell griff die Frau in ihre Handtasche und holte eine Karte hervor. Ich sah sogleich, dass sich das Kommando ganz in der Nähe der polnischen Grenze befand. «Aber ist Ihnen klar, welchen Gefahren ich mich aussetze, wenn ich durch ganz Deutschland reisen müsste?» fragte ich und konnte meine Erregung nicht verbergen.

«Herr Ulrich», meinte der Mann, «wir sind gerne bereit, Sie mit einer halben Million französischer Francs zu entschädigen.»

«Nein.» Ich schüttelte den Kopf. «Es geht mir nicht darum. Ich frage Sie, ob es Ihnen klar ist, dass ich mich in eine grosse Gefahr begeben, wenn ich mich auf die Suche nach Ihrem Sohn mache.»

Die Martins zwitscherten wie zwei Vögel in ihrem Käfig. «Aber Herr Ulrich, Sie haben doch schon... Sie sind doch schon... für Sie doch kein Problem.» Ich unterbrach sie und sagte, sie müssten mir Zeit lassen. Schnell steckten sie mir ihre Adresse zu. Zwei Tage später erhielt ich den Brief einer Wirtin aus Clermont. Sie schrieb mir, sie habe erfahren, dass die Martins bei mir gewesen seien, und ich möchte bitte vorbeikommen.

Schon lange wollte ich die Schwester von Jean Beaudonnat besuchen, die in einem Kloster in der Stadt leb-



te. Es war nicht nur Neugierde, die mich zu diesem Besuch anspornte. Mich faszinierte der Gedanke, dass ein Mensch sich vollständig von der Welt abwenden konnte, um sich nur noch mit dem zu beschäftigen, was ihm wichtig schien. Jean verhalf mir zu einer Besuchserlaubnis, die sonst nur den nächsten Verwandten gegeben wurde.

Zuerst ging ich zur Wirtin, die mich gebeten hatte, sie zu besuchen. «Sehen Sie», begann sie nach der Begrüssung, «zufällig kenne ich die Familie Martin, die bestimmt wegen ihres Sohnes bei Ihnen gewesen ist. Als ich davon hörte, tauchte in mir die Hoffnung auf, dass Sie auch mir helfen könnten. Denn mein Sohn wird im gleichen Kommando gefangengehalten wie der Sohn der Familie Martin.» Ich verstand nicht sofort was die Wirtin meinte. Sie zögerte. «Ich dachte – wenn Sie den Martin herausholen, dann können Sie doch meinen Sohn auch gleich mitnehmen.»

«Nein», schrie ich, so laut, dass die Frau erschrak, «das ist wahnsinnig, das ist unmöglich.»

Die Mutter, die bestimmt schon viel von meinen sogenannten Heldentaten gehört hatte, schaute mich verwirrt an. «Ich muss es mir überlegen», beruhigte ich sie schliesslich und versprach, in einiger Zeit wieder vorbeizukommen.

Im Kloster liess man mich geraume Zeit warten. Ich spürte, dass ein Besuch hier etwas Aussergewöhnliches war. Die Oberin musste die spezielle Erlaubnis zuerst bestätigen, bevor ich ins Gebäude hereingelassen wurde. Eine Schwester führte mich durch mehrere Gänge, bis wir in einen hohen Raum kamen, der auf einer Seite durch ein Holzgitter abgeschlossen wurde.

Es war ganz still, bis sich auf der andern Seite des Gitters eine Türe öffnete und eine junge Frau in der Tracht der Klosterschwestern in den Raum trat. Sie hatte eine helle Stimme. «Sie sind also der Mann, der meinen Bruder aus der Gefangenschaft befreit hat.» In der Stille des Klosters hatten die Worte eine eigene Wirkung, sie füllten den Raum und drangen in mich ein wie ein sanftes Beruhigungsmittel. «Ich bin nur eine arme Klosterfrau», sagte sie, «ich kann Ihnen nicht viel geben.» Sie reichte mir ein Amulett durch das Gitter. Ich sah sie an: Sie war sehr schön, und ich wurde andächtig neben diesem Menschen, der sich nicht am Kampf um Anerkennung, Geld und Macht beteiligte, sondern sich zurückgezogen hatte, um einer geistigen Liebe zu dienen. Dann verabschiedete ich mich und erzählte niemandem von meinem Besuch.

In den nächsten Tagen studierte ich den Atlas und rechnete aus, wie viele Kilometer ich zurücklegen müsste, um an die polnische Grenze zu kommen.

Die Familie Martin rief mich fast jeden Tag an oder liess Grüsse ausrichten.

Zum ersten Mal spürte ich aber auch Zweifel. Ich wusste, dass mich das Glück eines schönen Tages verlassen konnte. Es war mir klar, dass ich bis jetzt sehr viel Glück gehabt hatte.

Dann aber, am 22. Juni 1941, griff Hitler mit seinen Armeen das grösste Bollwerk an, das ihm in Europa noch im Wege stand: Russland. Mit unheimlicher Kraft wälzten sich die deutschen Armeen ostwärts. Ich entschloss mich, nochmals nach Deutschland zu reisen.

## 15. Kapitel

### Nach Polen

«Halt, rief der Dienststellenleiter hinter seinem Tisch im Polizeipräsidium von Stettin, «Halt, bis hierher und nicht weiter. Mittagszeit ist vorbei, und ich will wissen, ob etwas wahr ist an Ihrer Geschichte, bevor ich Ihnen weiter zuhöre.» Er machte ein grimmiges Gesicht. «In drei Stunden wissen wir mehr! – Abführen.»

Nachdem ich drei Stunden gewartet hatte, wurde ich wieder ins Büro des Gestapochefs geführt. Er stapfte hinter seinem Pult hin und her, die Augen auf den Boden geheftet. Ich hörte das Geräusch seiner Stiefel, die auf den Fussboden klopften. Plötzlich blieb er stehen. Er fixierte mich stumm, dann öffnete er seinen Mund, und es sah aus, als ob ein Karpfen nach Luft schnappe. «Das ist ja unglaublich», brüllte er, «wir haben den besten Polizeiapparat der Welt, und Sie kommen einfach so nach Deutschland und schnappen uns die Kriegsgefangenen weg.»

Einen Augenblick lang vergass ich die Qual und die Einsamkeit der letzten Tage, und ein Gefühl des Stolzes bewegte mich, das aber rasch verschwand, als ich die Erzählung fortsetzte.

«Schiessen Sie los», befahl der Chef, als er sich versichert hatte, dass der Protokollführer bereit war. «Lange wird es ja nicht mehr dauern.»

Am Morgen des 10. Juli 1941 fuhr ich mit dem Autobus nach Clermont. Niemand begleitete mich, die Bonys schüttelten den Kopf, als ich mich verabschiedete. Ich vermied es, über Moulins zu reisen, sondern suchte wieder die Leute auf, die mich in der Nähe von Nevers über den Kanal bringen konnten. Hier, aber auch bei meinen Freunden in Paris und Laon, warnte man mich und versuchte, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Später schien mir, alle andern hätten die Zeichen des Schicksals gesehen, nur ich Trottel erkannte nichts. Wenn ich allerdings geahnt hätte, was mir noch bevorstand, wäre ich schleunigst nach Orcival zurückgekehrt und hätte alles getan, um wieder ein kleiner, braver Käser zu werden.

In Paris brauchte ich eine ganze Woche, bis ich mein Reisegeld beisammen hatte. Auch diese Schwierigkeiten konnten mich nicht von meinem Plan abbringen. In Soissons gab es niemanden mehr, der mir helfen konnte, über den Kanal nach Laon zu kommen. Die Verbindung war entdeckt worden, die Deutschen hatten die Kontrollen verschärft, die Wirtin des sympathischen Lokals in der Blechhütte war geflohen. Zwanzig Kilometer weiter südlich gab es eine andere Möglichkeit, den Kanal zu überqueren. Dort floss das Wasser über zwei Kilometer durch einen Tunnel, und es gab

Leute, die einen durch den Schacht auf die andere Seite brachten. Ich traf vier Personen, die ebenfalls über die verbotene Zone wollten, zwei Männer, eine Frau und ein Kind. Wir marschierten eine Nacht lang durch den Wald. Schliesslich kamen wir in die Nähe der Stelle, wo das Wasser im Tunnel verschwand. Der Führer holte ein Boot aus dem Versteck, dann paddelte er leise in die Finsternis hinein. Nach einer halben Stunde erreichten wir den Ausgang. Es war hell geworden, aber es regnete. Kein Deutscher war zu sehen.

Ich verabschiedete mich und schlich durch den Wald. Ich hatte eine Adresse bekommen, wo man mir weiterhelfen würde. Ein Bauer führte mich mit dem Auto zum Hotel Franco-Belge in Laon, wo ich zum letzten Mal in meinem Leben in der Küche von Madame Dauchez sass und mit ihr speiste. Ihre eindringliche Bitte, von meinem Plan abzulassen, begleitete mich zum Bahnhof. Henri, der belgische Offizier im Restaurant de la Délivrance in Verviers, hatte die Stelle gewechselt. Sein Freund Louis zeigte kein Verständnis für meine Absicht, nach Deutschland zu gehen. Ohne Probleme kam ich nach Aachen, von dort nahm ich den Zug nach Köln. Hier löste ich eine Fahrkarte nach Berlin. Im Kölner Bahnhofrestaurant wurde ich unruhig. Um das quälende Gefühl loszuwerden, ging ich in der Bahnhofshalle hin und her. Ich kaufte einige Tageszeitungen, in die ich mich auf der langen Zugfahrt vertiefte. Am späten Abend machte der Zug einen Halt in Hannover, und nach Mitternacht kamen wir in Berlin an.

Ich wagte es nicht, mich auf die dunklen Strassen der

fremden Stadt zu begeben, fragte stattdessen einen Eisenbahner, ob es einen Wartesaal gebe. Er verwies mich auf das Bahnhofrestaurant, das bis zum Morgen geöffnet hatte. Ich staunte, wie viele Leute drin sassen. Ich hatte Hunger, besass aber keine Lebensmittelkarten. Da erinnerte ich mich, dass ich in Köln einmal ein sogenanntes Stammessen bekommen hatte. Ich ging zum Schanktisch und bekam tatsächlich einen Teller Suppe. Dann blieb mir nichts anderes übrig, als den Morgen abzuwarten. Ich konzentrierte mich darauf, nicht einzuschlafen, denn ich wollte vermeiden, in irgendeiner Form aufzufallen.

Erst morgens um sieben verliess ich den Bahnhof, um mich im berühmten Berlin umzusehen. Es war der 21. Juli 1941; der Himmel über dem Alexanderplatz war stahlblau. Ein Paternoster-Aufzug führte mich ins Gartenrestaurant des Hochhauses Berolina. Mit der Strassenbahn fuhr ich zum Stettiner Bahnhof, wo ich meinen Koffer deponierte und dann wieder in der Stadt spazierenging. In der Fürst-Bismarck-Strasse stand ich vor der Schweizer Botschaft. Am Abend kehrte ich zum Bahnhof zurück. Es fuhr noch ein Zug nach Stettin, doch ich zog es vor, die Nacht in Berlin zu verbringen, im Wartesaal. Ich stellte, wie andere Reisende auch, drei Stühle nebeneinander und legte mich darauf. Aber ich schlief nicht, oder glaubte wenigstens, nicht schlafen zu können. Plötzlich klopfte mir jemand auf die Schultern. Ich fuhr auf.

«Bahnhofpolizei», herrschte mich ein etwa vierzigjähriger drahtiger Mann an, «Ihre Fahrkarte! Was tun Sie hier?»

Der Schrecken machte mich hellwach: Ich hatte noch keine Fahrkarte nach Stettin gelöst «Ich reise nach Stettin. Dort muss ich eine Stelle antreten.» Der Polizist musterte mich. «Mitkommen!» Mein Magen drehte sich um. Ich hatte nur einen Gedanken: Jetzt bist du geliefert. Man würde sofort entdecken, dass ich illegal in Deutschland war, und mich verhaften.

Wir stiegen die Treppe der U-Bahn-Station hinunter. Eine Flucht war unmöglich und sinnlos. Ich sah den Fahrkartenschalter. Der Polizist blieb stehen. «Lösen Sie hier Ihre Fahrkarte nach Stettin. Und dann verschwinden Sie! Wenn Sie sich aber das nächste Mal im Wartesaal aufhalten, vergessen Sie nicht, sich vorher Ihre Fahrkarte zu besorgen.» Zwei Stunden später sass ich im Zug nach Stettin. Von dort fuhr ich nach Stargard, wo sich das Sammellager der französischen Kriegsgefangenen befand. Aber Martin, der Franzose, den ich suchte, befand sich in einem Aussenkommando in Altenwedel, etwa fünfzig Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Ein Bummelzug führte mich ans Ziel. In meinem Abteil befanden sich einige Personen, die mit einem grossen P gekennzeichnet waren.

Es waren Polen, und ihre soziale Stellung in Nazi-deutschland wurde mir bald klar. Jedesmal, wenn ein Deutscher das Abteil betrat, standen sie wortlos auf, um Platz zu machen.

«Dreckspolacken», lachten die Deutschen. Ich blieb still sitzen und durfte mir meine Wut nicht anmerken lassen.

Nun hatte ich ganz Deutschland durchquert. Altenwe-

del war eine kleine Stadt mit viertausend Einwohnern. Weil sich die Menschen in einem solchen Nest alle kennen, spazierte ich vom Bahnhof aus zu einem Wald, in dem ich mich verstecken konnte. Ich kam an einen abgelegenen Friedhof. Bei einem verwitterten Grab, das von Gestrüpp überwuchert war, verbarg ich meinen Koffer. Ich entnahm ihm nur ein Buch, das ich zur Hand nehmen wollte, falls mir ein Deutscher begegnete. Es war zu spät, um nach dem Kommando zu suchen, in dem Martin arbeitete. Als es Nacht wurde, bedeckte ich mich mit den Garben eines frisch abgeernteten Kornfeldes. In französischer Sprache schrieb ich auf einen Zettel, dass ich den Gefangenen Martin suche. Das Papier wollte ich dem ersten Franzosen, dem ich begegnete, zuspielen.

Die Sonne schien schon kräftig, als ich mich auf den Weg machte. Ich folgte einer schmalen Landstrasse. Von weitem sah ich eine Windmühle. Ich näherte mich dem Dorf. Niemand kam mir entgegen. Dann sah ich den Franzosen. Er war dabei, eine Maschine zu ölen. Langsam ging ich näher an ihn heran. Ich tat, als betrachtete ich die Maschine, und flüsterte leise: «Psst, bleib ganz ruhig.» Ich warf ihm den Zettel zu. Verstohlen hob er ihn auf. «Martin befindet sich hier», raunte er mir zu. «Komm um halb zwei zur Windmühle. Dort wirst du ihn sehen, wie er die Bauern zur Arbeit begleitet.»

Gemütlich ging ich zum Friedhof zurück. Ich war sicher, dass niemand mich gesehen hatte. Kurz nach ein Uhr packte ich den Koffer, in dem sich Martins Zivilkleider befanden. Ich sah die Windmühle schon von



Weitem. Sie wurde grösser. Sie stand schon ganz gross vor dem blauen Himmel, als drei Männer mit erhobenen Pistolen aus dem Schatten einiger Bäume hervortraten. «Gestapo», schrie einer, «Sie sind verhaftet.» Ich war verloren.

## 16. Kapitel

### Todeszelle

Es war Mittag, und der Tag wäre zweifellos noch schöner, noch strahlender gewesen, wenn ich nicht eingeklemmt gewesen wäre zwischen zwei uniformierten und bewaffneten Gestapobeamteten. «Wenn du zu fliehen versuchst, bist du ein toter Mann», knurrte einer der beiden Herren und klopfte auf die Pistole, die an seinem Gurt hing. Die Warnung war lächerlich. Nach den Torturen im Polizeipräsidium von Stettin befand ich mich in einem Zustand, der es mir kaum erlaubte, gerade auf den Beinen zu stehen. In der Tasche trug ich die Kopie eines roten Zettels, den mir der Dienststellenleiter zum Unterschreiben gegeben hatte.

#### *Schutzhaftbefehl*

«Der schweizerische Staatsangehörige, Ulrich Walter, gefährdet die Sicherheit des deutschen Staates und der deutschen Nation, indem er es unternimmt, mit französischen Kriegsgefangenen in Verbindung zu treten und diesen zur Flucht zu verhelfen.»

Gezeichnet:  
*Heydrich*

«Ich hoffe, Sie finden einen milden Richter», hatte der Gestapochef gesagt, als er mich aus dem Zimmer wies. Wir befanden uns auf dem Weg zum Untersuchungsgefängnis. Die Sonne schien. Eine Sonne, die ich für einige Zeit nie mehr als eine Stunde täglich sehen würde. Der Gefängnisarzt wies mich nach kurzer Untersuchung ins Lazarett ein. Ich bekam Gefängniskleider und wurde in eine Zelle geführt, die bereits von zwei Gefangenen bewohnt war. Bald erfuhr ich ihre Geschichte.

Der eine war wegen Schwarzhandels verhaftet worden. An seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr. Der andere hiess Johann Hofmann. Er war Schiffskapitän und durch seinen Ersten Steuermann bei der Gestapo denunziert worden: Paragraph 175. Damals wusste jeder, was das bedeutete: schwul. Ich glaubte dem Kapitän, dass der Steuermann ihn grundlos denunziert hatte, nur um selbst Kapitän auf dem Frachtdampfer zu werden. Johann Hofmann lehrte mich das Morsealphabet und das Schachspiel. Er gab mir auch den Rat, einen Strafverteidiger namens Mayer-Lindenberg anzufragen, ob er mich verteidigen würde. Ich bekam die Erlaubnis, einen Brief zu schreiben.

Drei Tage später erschien der Anwalt, begleitet von einem Hauptwachtmeister. Auf die Frage, ob ich ein Honorar bezahlen könne, antwortete ich, dass mir bei der Verhaftung alle Wertsachen abgenommen worden seien. Ich bat ihn, sich mit der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin in Verbindung zu setzen.

Ich verbrachte drei Wochen im Gefängnislazarett, bis unvermittelt die Zellentür geöffnet wurde und ein Wärter barsch befahl: «Ulrich, Sachen packen, Einzelhaft.» Man führte mich zum Hauptwachtmeister des eigentlichen Gefängnisstraktes. Zwei Kalfaktoren waren bei ihm, Gefangene, die den Beamten bei der Essensverteilung halfen.

Die Kalfaktoren durchsuchten meine Gefängniskleider. Darauf führten sie mich in eine Einzelzelle. Sie banden mir einen mit einer Eisenstange versehenen Riemen um den Bauch. An beiden Enden der Stange befand sich eine Schnalle, in die ich meine Hände legen musste. Dann wurden die Schnallen geschlossen. So wurde ich in die Zelle gesperrt. Die Fesselung war nichts als Schikane, denn ich hatte keine Möglichkeit zu fliehen. Die Pritsche an der Wand wurde erst am Abend von einem Wärter aufgeschlossen. Links stand ein Kachelofen.

Zwei Tage später besuchte mich Dr. Mayer-Lindenberg, begleitet von einem Beamten. Man liess uns nie allein.

«Die Schweizerische Gesandtschaft in Berlin weiss, dass Sie hier sind.»

Das Schweizer Konsulat in Lyon hatte Nachforschungen angestellt und erfahren, dass ich von den Deutschen verhaftet worden war.

In meinem Gehirn leuchtete ein Name auf: Jeannette. Sie hatte mich nicht vergessen und veranlasst, dass man mich suchte. Das Glücksgefühl wurde von der Stimme des Anwalts unterbrochen. «Leider muss ich Ihnen eine betrübliche Mitteilung machen. Ihre Akten wurden an den Volksgerichtshof Berlin gesandt. Die

Anklage lautet auf Landes- und Hochverrat.»

Wenige Tage später überreichte man mir einen Brief der Schweizer Gesandtschaft. Darin hiess es, dass der Botschafter Kenntnis habe von meiner Situation, aber nicht in der Lage sei, mir zu helfen. Als einziges habe er veranlassen können, dass mir täglich eine Zeitung zugestellt würde, ferner seien der Gefängnisdirektion einige Mark geschickt worden, damit ich mir etwas kaufen könne. Von diesem Geld sah ich nie etwas.

Am Morgen, Mittag und Abend kam jeweils ein Wärter und schloss die Stange auf, so dass ich den Teller Suppe auslöffeln konnte, den er mitbrachte. Am Abend musste ich mich nach dem kärglichen Essen ausziehen. Die Kleider legte ich auf einen Stuhl, der tagsüber in der Zelle stand und abends entfernt wurde.

Jeden Morgen, nachdem die Brühe verteilt war, welche Kaffee genannt wurde, sich aber nicht wesentlich von der Brühe unterschied, welche Suppe genannt wurde, dröhnte eine Stimme durch die Station: «Fertigmachen zur Freistunde!» Dann hörte ich, wie die Gefängnistüren geöffnet und die Gefangenen in den Hof geführt wurden. Wie überrascht war ich am ersten Morgen, als sich nichts rührte an meiner Tür! Nach einer halben Stunde wurden die Gefangenen wieder eingeschlossen. Wieder dröhnte die Stimme: «Alle Einzelgänger fertigmachen zur Freistunde!» Jetzt rasselte es auch an meiner Tür. Ich trat in den Gang hinaus und wurde aufgefordert, dem Wärter in den Hof zu folgen. Ausser mir spazierten noch zwei andere Häftlinge im Hof herum.

Beide waren auf die gleiche Art gefesselt wie ich – offensichtlich bildeten wir die besonders gefährlichen Fälle. Ich näherte mich einem finster dreinblickenden Burschen, der langsam auf und ab ging, und fragte ihn flüsternd, weshalb er hier sei. «Raubüberfall während der Verdunkelungszeit», zischte er. Der andere war ein schwächlicher Jüngling mit kurzgeschorenem schwarzem Haar. Er war Jude und verhaftet worden, weil er eine arische Deutsche liebte. Jeden Tag absolvierten wir drei Schwerverbrecher unsere traurigen Runden im Innenhof des Untersuchungsgefängnisses von Stettin. Um zehn Uhr erhielt ich die Stettiner Tageszeitung. Ich verschlang Zeile um Zeile, bis zu den Urteilsverkündungen. Wer vom Volksgerichtshof Berlin verurteilt wurde, wurde mit deutscher Pünktlichkeit zwei Stunden nach der Urteilsverkündung hingerichtet. Meine Akten lagen beim Volksgerichtshof, und trotz aufmerksamstem Studium entdeckte ich kein einziges Urteil, das nicht auf Tod lautete. Diese Beobachtung wirkte nicht besonders beruhigend auf meine Nerven.

Eines Morgens wurde ich zum Untersuchungsrichter geführt. Der Wärter klopfte zaghaft an die schwere Holztür im Verwaltungsgebäude. «Der Gefangene Ulrich», rief er, dann wurde ich in einen Raum gestossen, wo hinter einem Schreibtisch ein älterer Mann sass, das Hakenkreuz am Revers. An einem kleinen Tisch tippte eine Frau, wahrscheinlich seine Sekretärin, auf einer Schreibmaschine. Der Mann sprach mich in vorzüglichem Französisch an; auf Deutsch bat er die Se-

kretärin, sie möge uns allein lassen. Als sie draussen war, stellte er sich als Dr. Ehrensmann vor. Ein Mann, der seinem Namen Ehre machte. Ich habe ihn nie vergessen. Ohne sein Verständnis und seine Mithilfe hätte ich wahrscheinlich nie Gelegenheit gehabt, diese Zeilen zu schreiben.

«Ich habe längere Zeit in Frankreich gelebt», sagte er und schien es zu geniessen, sich auf Französisch unterhalten zu können. «Ich habe Ihre Akten studiert und muss sagen, es beeindruckt mich irgendwie, was Sie geleistet haben.»

Ich blieb stumm, auf das Schlimmste gefasst. Den freundlichen Ton hatte auch der Gestapochof angeschlagen. Diesmal war es anders. Doktor Ehrensmann schien mir wirklich helfen zu wollen. «Sehen Sie», sagte er, «wenn Sie das Pech haben, vom Volksgerichtshof Berlin abgeurteilt zu werden, dann haben Sie wenig Chancen, Ihre Freunde in Frankreich noch einmal zu sehen. Dann brauchen Sie nicht einmal einen Verteidiger. Sie erhalten einen Pflichtverteidiger, und man wird Ihnen sagen, dass Sie die Gefangenen befreien, um sie dem französischen Widerstand zuzuführen. Das ist es, was der Volksgerichtshof tatsächlich annimmt.» Er klopfte auf das Bündel Papier, das vor ihm lag. «Es gibt nur eine Möglichkeit, Sie vor einer Verurteilung durch Berlin zu retten», fuhr er fort. «Wir müssen die Politik aus dem Spiel bringen. Es darf nicht aussehen, als hätten Sie aus patriotischen, deutschfeindlichen Gründen die Gefangenen befreit. Wir behaupten, dass Sie die Reisen nach Deutschland aus purer Gewinnsucht unternommen haben.»

Es kam mir nicht in den Sinn zu protestieren. Wenn die Lüge mich vor dem Tod retten konnte – dann eben. Ich war 24jährig und hatte keine Lust zu sterben.

Der Untersuchungsrichter setzte das Vernehmungsprotokoll auf, ohne mir eine einzige Frage zu stellen. «Unterschreiben Sie das!» Ich überflog das Papier. Laut Protokoll hatte ich als Schlepper für die Gefangenenbefreiungen Geld verlangt. Das war mein einziges Motiv gewesen. Ich unterschrieb. «Jetzt können Sie nur noch zum lieben Gott beten, dass Ihr Fall dem Gericht von Stettin übergeben wird.»

Er rief die Sekretärin zurück. Der Wärter führte mich in die Einzelzelle. Schreckliche, lange, einsame Tage folgten. Es wurde kalt. Der Kachelofen wurde täglich mit zwei Briketts gefüttert. Das reichte gerade, um die Kacheln etwas zu erwärmen. Stundenlang sass ich da, die gefesselten Hände an den Ofen pressend. Es war ein strenger Winter. Es war der Winter, in dem in Russland die deutschen Soldaten erfroren. Davon erfuhren wir nichts.

Alle acht Tage wurde ich rasiert. Anfangs Dezember sagte mir der Friseur, ein Häftling, er werde auf Weihnachten entlassen. Flüsternd bat ich ihn, eine Mitteilung an die Schweizerische Gesandtschaft hinauszuschmuggeln. Er nickte. «Steck es mir das nächste Mal in die Seitentasche.»

Alle sechs Wochen hatte ein Gefangener das Recht, einen Brief abzuschicken. Am nächsten Morgen bat ich den Wärter um zwei Blatt Papier und Schreibzeug, ich sei wieder an der Reihe, einen Brief zu schreiben. Für



den Gruss, den ich meinen Eltern sandte, brauchte ich aber nur ein Blatt. Das andere benutzte ich, um einen Hilferuf an die Gesandtschaft zu verfassen. Ich schrieb, dass die Deutschen mich wegen Spionage verurteilen wollten, dass ich aber nichts mit dem Nachrichtendienst zu tun hätte. Ich ersuchte den Botschafter, alles zu unternehmen, was in seinen Kräften stünde, um mich vor der Todesstrafe zu retten.

Eine Woche später erhielt ich wieder Besuch vom Friseur. Ein Wärter begleitete ihn. Ich sass auf dem Stuhl, der Friseur seifte mich ein. «Hast du den Zettel?» zischte er. Ich zog ihn hervor, doch gerade als ich den Brief in seine Tasche schieben wollte, drehte sich der Wärter um. Er liess uns nicht mehr aus den Augen. Als sie gegangen waren, versteckte ich das Schreiben wieder unter der Tischplatte. Es waren nur wenige Minuten vergangen, als die Schlüssel klirrten. Zwei Wärter betraten rasch die Zelle und durchsuchten sie wortlos. Es gab nicht viele Möglichkeiten: Der Tisch war das einzige Möbelstück neben dem Stuhl und der Pritsche. Nach kurzem Suchen zog einer den Brief unter dem Tisch hervor. Der Friseur hatte mich verraten.

Nachdem meine Wut verflogen war, dachte ich, dass der Zettel mich eher entlasten als belasten konnte. Ich hatte nichts anderes geschrieben, als was ich immer behauptet hatte: dass ich kein Spion war.

Einige Tage vor Weihnachten weckte mich das Geräusch von Schritten. Zwei Zellentüren wurden geöffnet. Ein Wagen verliess den Gefängnishof. Als ich später zur Freistunde geführt wurde, blieb ich allein. Der

bleiche Jude und der arische Räuber waren abgeführt worden. Anderntags las ich in der Zeitung, dass beide von einem Sondergericht verurteilt und zwei Stunden später hingerichtet worden waren. Der Jude erhielt sogar einen kleinen Nachruf. Es hiess, dass er einer der besten Staubsaugervertreter Deutschlands gewesen sei, nun habe ihm das Verbrechen der Rassenschande das Leben gekostet.

Ich sah schwarz für meine Zukunft und wurde von Tag zu Tag apathischer.

Aus der Zeitung entnahm ich, dass ein französischer General aus der Festung von Sigmaringen geflohen sei. Am Tag darauf wurde ich zum Gestapochef geführt, der mich einen Tag lang verhörte. Er wollte wissen, welche Organisation dem General zur Flucht verholten habe und was ich über den französischen Widerstand wisse. Weil ich nichts wusste, konnte ich keine Auskunft geben. Ich wiederholte immer wieder, dass ich auf eigene Rechnung gearbeitet habe.

Zwei Tage vor Weihnachten lief ein Wärter durch den Trakt und schrie: «Alle Katholiken, die am Gottesdienst teilnehmen wollen, die Klappe ziehen!» Ich erhoffte mir eine Abwechslung und zog an der Klappe, welche den Gefangenen dazu dienen sollte, in dringenden Fällen den Wärter zu rufen. Eine halbe Stunde später öffnete sich die Zellentür. «Was! Du willst die Kirche besuchen, du Verräter!» schrie er mich voller Hass an, «das kommt gar nicht in Frage.» Er warf die Türe hinter sich zu.

Die Wärter und Kalfaktoren sahen in mir einen sicheren Todeskandidaten.

Am 2. Januar 1942 bekam ich die Kopie der Anklageschrift des Sondergerichtes von Stettin. Im ersten Augenblick war ich erleichtert, dass ich nicht von Berlin verurteilt würde, doch als ich die Schrift las, wurde mir übel. Ich war mehrerer «schwerer Verbrechen» angeklagt.

Eine Woche später wurde ich zum Untersuchungsrichter geführt. Er schickte seine Sekretärin hinaus, stand auf und gab mir die Hand. «Herr Ulrich! Ich habe eine gute Nachricht für Sie. Zwar müssen Sie sich auf eine schwere Strafe gefasst machen, doch der Kopf ist Ihnen sicher. Also, beissen Sie die Zähne zusammen!» Der Wärter schaute mich an wie jemanden, der von den Toten auferstanden ist. «Mensch, hat der ein Schwein gehabt», murmelte er.

Die Gerichtsverhandlung war auf den 15. März angesetzt. Zwei Tage vorher erschien der Anwalt Mayer-Lindenberg in der Zelle. Er wollte mich verteidigen, obwohl ich ihn nicht bezahlen konnte. «Es gibt auch in Deutschland anständige Menschen», flüsterte er mir leise zu.

Einen Tag vor der Verhandlung brachte mir der Hauptwachtmeister Papier, Tinte und Federhalter in die Zelle. «Sie können sich einige Notizen für die Gerichtsverhandlung machen, wenn Sie wollen», meinte er freundlich. Nach langem Überlegen schrieb ich mir einige Gedanken auf, die ich äussern wollte, wenn ich Gelegenheit zu einem Schlusswort erhielt.

In der Nacht vor der Verhandlung schloss ich kein Auge. Dann wurde ich in den Gerichtssaal geführt. Mein Anwalt war schon da und begrüßte mich. Ich

setzte mich auf einen Stuhl, bis das Hohe Gericht den Saal betrat. Als drei Männer in Talar und Barett unter der Tür erschienen, erhob ich mich. Die Öffentlichkeit war von der Verhandlung ausgeschlossen. Der Gerichtspräsident war von zwei Nebenrichtern flankiert. Einer von ihnen gehörte der NSDAP an. Bis heute erinnere ich mich an seinen Namen: Dr. Pauli.

Ich hörte, wie Passagen aus der Anklageschrift zitiert wurden, nach denen ich ein gefährlicher Schwerverbrecher war. Ich lauschte den Worten, ohne ihren Inhalt aufzunehmen. Zwischendurch vernahm ich die Stimme meines Anwalts. Einmal stellte mir der Gerichtspräsident eine Frage. Die Antwort erregte den Nazi-Richter. «Passen Sie auf», geiferte er, «sonst geht es Ihnen an den Kragen.» Nach zwei Stunden erhielt mein Anwalt das Wort zum Plädoyer. Man solle aus der Angelegenheit nicht eine Staatsaffäre machen, bat er. Die Richter schienen kaum zuzuhören.

Als ich vom Gerichtspräsidenten gefragt wurde, ob ich noch etwas sagen wolle, zog ich meinen Entwurf hervor, den ich tags zuvor geschrieben hatte. «Herr Gerichtspräsident», begann ich zaghaft, «ich habe nur eine Frage: Angenommen, Ihr Sohn befindet sich in russischer Kriegsgefangenschaft und es würde sich hier in Deutschland ein Mensch bereit erklären, nach Russland zu fahren und Ihren Sohn zu befreien – würde es Sie dann interessieren, ob der Helfer das Gesetz eines fremden Staates verletzt?»

Der Präsident schnellte von seinem Stuhl auf und schrie in den leeren Saal: «Ja, wenn Sie das für

Deutschland getan hätten! Aber Sie haben es für Frankreich getan, und deshalb sind Sie ein Verbrecher.»

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Als die drei Richter zurückkamen, musste ich mich erheben. Der Präsident verlas das Urteil. «Im Namen des deutschen Volkes wird der Angeklagte zu drei Jahren Festung verurteilt. Die Sitzung ist geschlossen.»

Der Anwalt drückte mir die Hand. Weil die Untersuchungshaft angerechnet wurde, blieben mir noch zweieinhalb Jahre abzusitzen.

## 17. Kapitel

### Gustav und andere

Ich habe das Grauen kennengelernt, das Grauen in einem Gefängnis des Dritten Reiches. Ich versank in seinem Alltag, und nur mühsam entreisse ich meinem Gedächtnis die Einzelheiten, die meinem Bericht die Farbe des Dokuments geben sollen. Aber die herausragenden Ereignisse sind nichts als ungefähre Koordinaten, die meine damalige Lage bestimmen. Es war die Situation von Tausenden von Menschen, und deshalb scheint es mir der Mühe wert zu sein, sie hier wiederzugeben. Aber unmöglich ist es, die Dimensionen des Leidens zu schildern und das Mass, in dem es uns veränderte. Man müsste es leben, tagtäglich leben, und das möchte ich niemandem gönnen. Ich sehe eine Reihe von unterernährten, hungernden Männern, denen die Gefängniskleider am Leibe schlottern. Sie stehen in einem langen Korridor, jeder einen Essnapf in der Hand, in den ein Kalfaktor fade Suppe schüttet, und ich sehe die Gefangenen, von denen jeder, ob Pfarrer, Anwalt, Dieb oder Mörder, verstohlen dem Nachbarn über die Schulter schießt, um festzustellen, ob der andere etwa ein dickeres Stück Brot erwischt habe.

Auch ich gehöre zu ihnen.

Vierzehn Tage nach dem Urteilsspruch wurde ich zusammen mit dreizehn anderen Häftlingen in die Festung von Gollnow in Pommern gebracht. Wir reisten in einem speziellen Eisenbahnwagen für Gefangenentransporte, je zwei und zwei Mann aneinandergeschnürt. Bei grimmiger Kälte marschierten wir vom Bahnhof zu dem riesigen Gebäude, das für die nächsten Jahre unser tristes Heim werden sollte.

Gefängnisalltag. Am Mittag bekam jeder Häftling einen Liter Suppe, am Abend dreiviertel Liter Suppe und ein Stück verschimmelttes Brot. Wir waren dreizehn in einer Zelle. Der Stubenälteste war ein zu lebenslänglicher Haft verurteilter Mörder. Ein Hauptwachtmeister, der den Namen Plupperpaul trug und für die Arbeitszuteilung verantwortlich war, schickte mich in die Teppichweberei. Wenn am Morgen die Zelle geöffnet wurde, hatte sich jeder Gefangene nach draussen zu begeben und sich in eine militärisch ausgerichtete Kolonne einzugliedern. Gustav kontrollierte den Vorgang. Gustav war ein gehasster und gefürchteter Hauptwachtmeister. Eine halbe Stunde lang kommandierte er uns im Hof herum. Manchmal rief er einen Neuling zu sich, musterte ihn von oben bis unten und sagte: «Na, da haben wir wieder einen feinen Pinkel zu Besuch bekommen.» Dabei handelte es sich meistens um einen der politischen Gefangenen, die im Allgemeinen schlechter behandelt wurden als die kriminellen. Gustav hatte ein teuflisches Spitzelsystem eingerichtet, um zu erfahren, was unter den Gefangenen gespro-

chen wurde. Er suchte sich Leute aus, denen er eine Kuhle (ein Stück Brot) zukommen liess, wenn sie dafür die Zellengespräche belauschten. Erfuhr Gustav auf diese Weise etwas Nachteiliges über einen Gefangenen, liess er ihn während der Freistunde zu sich kommen und bellte: «Morgen gibt es nichts zu fressen!» Das war eine harte Strafe, denn alle litten schrecklich unter dem Hunger. Alle Gefangenen waren bis auf die Knochen abgemagert.

Jeden Tag musste ich im Arbeitssaal eine bestimmte Menge von Teppichen aus Binsengras oder anderem Material weben. Ein Beamter zählte die gewobenen Stücke und prüfte die Qualität. Am Mittag wurden wir in die Zelle geschickt, wo die Suppe verteilt wurde. Wer nichts zu fressen bekam, wurde in den Baderaum gesperrt. Eine Stunde später fing die Arbeit wieder an, jeden Tag neun Stunden.

Wer Glück hatte, konnte in einem Aussenkommando arbeiten, bei einem Bauern in der Umgebung, natürlich unter strengster Aufsicht. Trotzdem gelang es diesen Aussenposten immer wieder, Brennesseln zu sammeln und einige Zigarettenkippen aufzulesen. Die Brennesseln wurden verteilt. Mischte man sie unter die Suppe, hatte man nach dem Essen das Gefühl, etwas satter zu sein. Mit den Kippen geschah Folgendes: Am Abend, wenn wir eingeschlossen waren, stellte sich einer vor den «Spion». Der Tabak wurde gesammelt und in eine aus Zeitungspapier gedrehte Flöte gewickelt. Der Stubenälteste war im Besitz eines Feuersteins. Mit einer Glasscherbe schabte sich jemand et-



was Baumwolle vom Hemd. Dann schlug er mit der Scherbe an den Feuerstein, bis die Funken die Baumwollfasern entzündeten. Die Zigarette wurde von Hand zu Hand gereicht. Jeder durfte nur einen Zug davon nehmen.

Irgendwie gelang es immer wieder, eine Rolle Kautabak ins Gefängnis zu schmuggeln. Der Priem war das Zahlungsmittel im ganzen Bau: einen Zentimeter Priem gegen ein Stück Brot. Alle sechs Wochen wurde ein Gottesdienst gelesen, zu dem man sich vorher melden musste. Alle nahmen daran teil, aber nicht um zu beten, sondern um sich ein Stück Priem zu ergattern. Während der Priester die Messe las und die Wärter beim Eingang patrouillierten, drehten die Gefangenen in der Kapelle ihre Köpfe nach links und rechts, die eine Wange aufgebläht, was bedeutete, dass man eine Kuhle gegen einen Zenti eintauschen wollte. Öfters liess Gustav während der Arbeit die Zellen durchsuchen. Wurde dabei Priem gefunden, gab es für uns einen Tag lang nichts zu fressen.

Beim Gang zur Arbeit mussten wir immer an der Gemüseküche vorbeigehen, wo zwanzig Gefangene den ganzen Tag Gemüse rüsteten und Kartoffeln schälten. Vor der Küche lagen Kartoffelschalen und angefaultes Gemüse. Wenn der Aufseher gerade nicht hinschaute, bückten wir uns im Vorübergehen, um einige Abfälle zu erwischen, die wir später, eingeschlossen in der Zelle, roh verzehrten.

In der Weberei arbeitete Willi Brychzy, ein gutmütiger Riese, mit dem ich mich ausgezeichnet verstand. Eines

Tages fragte ich ihn, wie er in diese Festung gekommen sei.

«Ja, mein Lieber, das will ich dir gerne erzählen», begann er. «Ich war der Rote Hauptmann von Spandau, der Kommunistenführer eines Stadtteils von Berlin. Noch bevor die Nazis die Macht übernahmen, hatten sie Listen zusammengestellt mit den Namen derer, die sie aus dem Verkehr ziehen wollten. Auch ich befand mich auf der Liste. Am 30. Januar 1953 kamen die Nazis an die Macht. Acht Tage später wurde ich verhaftet.»

Seit neun Jahren wurde Willi Brychzy gefangengehalten, und es schien mir unvorstellbar, dass er den Hunger und den Sadismus der Wärter so lange ausgehalten hatte. Eines Tages, als wir nach Mittag in den Arbeitsaal geführt wurden, sah ich, dass Willi etwas eingewickelt hatte in dem Tuch, mit dem wir am Morgen unser Gesicht abtrockneten. Nachdem wir eingeschlossen waren, öffnete er das Tuch, legte eine Schüssel frei und sagte: «Walter, heute ist dein Geburtstag. Hier, nimm die Hälfte meiner Suppe.»

Es war der 7. April 1942; ich hatte Tränen in den Augen. Ein anderer Mitgefangener, Paul Pollack, war der Sohn eines grossen Garagisten in Stettin. Er hatte einige abfällige Bemerkungen über das Naziregime gemacht, darauf war er denunziert und verhaftet worden. Ein anderer Häftling hatte im Radio einen englischen Sender gehört. Seine Kinder hatten es ihren Schulkameraden erzählt, darauf hatte ihn die Gestapo abgeholt.

Ein Aufseher in der Weberei, der oft einige Worte mit

mir wechselte, hiess Fraude. Er war ein alter, über siebzigjähriger Mann. Eines Tages kam er an meinen Tisch und legte die Hände auf den Teppich, an dem ich arbeitete. Eine Rolle Kautabak glitt aus seinem Ärmel. Ich konnte nichts anderes tun, als ihm dankbar zuzunicken.

Nach mehreren Monaten in der Festung nahmen meine Ohrläppchen eine schmutzig-gelbe Farbe an. Ich verlangte eine Aussprache mit dem Gefängnisdirektor und forderte ihn auf, mich in ein Aussenkommando einzuteilen, damit ich mich an der frischen Luft erholen könne. Der Direktor tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. «Halten Sie uns für doof? Zuerst verschieben Sie die Franzosen, und nun sollen die Franzosen Sie verschieben – kommt nicht in Frage. Hauen Sie ab!» «Ulrich, Sie sehen schlecht aus», sagte mir der Beamte, der jeden Morgen die Teppiche zählte und überprüfte, «ich will sehen, ob ich etwas für Sie tun kann.» Einige Tage später trat Plupperpaul, der Arbeitsminister, auf mich zu und fragte nach meinem Beruf. «Molkereifachmann.» Zu meinem Erstaunen forderte er mich auf, ihn in die Küche zu begleiten. Das war meine Lebensrettung. In der Küche zu arbeiten hiess, sich satt essen zu können. Die Mitgefangenen beneideten mich. Gustav führte mich in eine Einzelzelle im Parterre und übergab mich einem älteren Aufseher, der die Funktion eines Küchenchefs ausfüllte. In der Küche arbeiteten sechs weitere Gefangene. Ein Pole war Erster Koch. Seine erste Frage lautete: «Willst du etwas zu essen?»

Morgens um sieben wurden wir Köche aus den Zellen

geholt. In riesigen Kesseln kochten wir Kartoffeln und Gemüse. Das Gemüse bestand aus Runkelrüben, also Viehfutter. «Aha, es gibt wieder pommersche Ananas», sagten die Gefangenen, wenn sie Runkelrüben in der Suppe entdeckten. Am Nachmittag schlief der Küchenchef und liess uns allein in der Küche. Wir benutzten die Zeit, um zwei Flöten zum Rauchen zu bringen. Nur einer beteiligte sich nicht an der Zigarette, ein älterer Mann, der in jeder freien Minute die Bibel studierte und alle Gefangenen zur Frömmigkeit bekehren wollte. Er war Fleischer gewesen, verurteilt wegen Schwarzschlachtens. «Hör mal», sagte ich ihm, als er mir wieder einen Vortrag halten wollte, «du bist so fromm, und doch hast du dich bei einer grossen Sünde erwischen lassen.»

«Ach weisst du», entgegnete er und schaute mich treuherzig an, «ich bin einfach schwach geworden.»

Im Sommer 42 begannen die Deutschen, Gefangene zu rekrutieren und an die Front zu schicken. Auch unser Erster Koch wurde abgeholt, obwohl er polnischer Abstammung war. Er wurde kurzerhand eingebürgert und in einen Lastwagen verfrachtet. Ich wurde vom Aufseher zum Ersten Koch ernannt.

Im Lager gab es eine Bibliothek. Alle vierzehn Tage durfte man die Bücher austauschen, und dabei war es obligatorisch, jedes Mal auch ein nationalsozialistisches Buch zu wählen. Die Bibliothek wurde von zwei Gefangenen geführt, einer von ihnen war Pastor. Beim Kirchenbesuch trachtete ich danach, mich neben ihn zu setzen. Ich schob ihm ein Stück Brot in die Tasche,

das ich mir abgehungert hatte, und dafür deckte er mich mit philosophischen Büchern und klassischer Literatur ein.

Schon im Untersuchungsgefängnis hatte mich Johann Hofmann, der Kapitän zur See, verhaftet wegen angeblicher Homosexualität, das Morsealphabet gelehrt. Am Abend, wenn alle Gefangenen eingeschlossen waren, lief unser Nachrichtensystem heiss. Über die Leitungsröhren, die von Zelle zu Zelle führten, wurden Meldungen weitergegeben. So erfuhren wir hin und wieder sogar, was auf den Kriegsschauplätzen los war. Ein privilegiierter Gefangener, der die Wohnung des Gefängnisdirektors reinigen durfte, stellte jeweils das Radio an, wenn er allein war, und suchte sich einen englischen Sender. In der Nacht gab er uns die Nachrichten weiter. Manchmal sahen wir es auch den Gesichtern unserer Wärter an, dass die deutschen Armeen irgendwo einen Rückschlag erlitten haben mussten. Dass die Alliierten im November 42 in Nordfrankreich gelandet waren, blieb uns kein Geheimnis.

Aber das Morsesystem überbrachte auch betrübliche Nachrichten. In Stettin unterhielten etwa fünfzig katholische Geistliche einen Schwarzsender, den sie in einer Kirchenorgel versteckt hielten. Damit empfangen und funkten sie Meldungen von und nach England. Als der Sender einen Defekt erlitt, waren die Priester ratlos. Sie suchten einen französischen Kriegsgefangenen, der über die notwendigen Kenntnisse verfügte. Der Franzose reparierte den Sender, verriet aber, in der Hoffnung, dafür die Freiheit zu erlangen, den Priester,

der ihn geholt hatte. Es war ein Mann, der öfters bei uns die Messe gelesen hatte. Wir sahen ihn nicht wieder.

Bevor der Küchenchef Feierabend hatte, legte er eine Menge Kartons mit Margarinewürfeln bereit, die ich jeweils am Morgen in das kochende Wasser werfen musste. Ich sammelte die Margarinepapiere, und wenn wir am Nachmittag allein waren, kratzen wir sie mit dem Messer ab; so hatte jeder von uns etwas Butter aufs Brot. Das Fett bekam mir nicht; nach einiger Zeit zeigte sich an meinem Hals ein hässlicher Ausschlag. Ich meldete mich für die Arztvisite.

Ein Wärter brachte mich ins Lazarett, wo bereits über fünfzig Gefangene warteten. Zu meinem Erstaunen aber sah ich, dass keine Visite länger als eine halbe Minute dauerte. Als ich nach knapp einer halben Stunde an der Reihe war, begriff ich auch, warum. Ich wurde in ein Zimmer geführt, in dem ein Arzt zum Fenster hinausschaute. Ohne sich umzudrehen, sagte er: «Kling-klang-klung, Glockenschlag gesung.» Hilflos stand ich in der Mitte des Raumes, als sich der Arzt umwandte und mich anbrüllte: «Was ist los, bist du noch nicht draussen?» Dabei bemerkte er, dass ich die weiße Kleidung der Küchengehilfen trug und nicht die gewöhnliche Anstaltskleidung. Er sah sich rasch den Hals an, schmierte eine Salbe auf die Abszesse und wickelte den Hals mit einer Papierbinde ein. Das wiederholte sich in den nächsten Wochen einige Male, ohne dass sich je etwas änderte.

An Weihnachten überraschte uns der Küchenchef mit einer Scheibe Schinken.

Mitte Februar erfuhren wir, dass die Generalstaatsanwaltschaft das Lager besichtigen werde. Wir reinigten die Zellen. Zwei Tage ohne Fressen wurden uns angedroht, falls wir uns bei den Besuchern über irgendetwas beklagen sollten. Alle sechs Wochen war Badetag, die Visite bescherte uns eine zusätzliche Badestunde. Fünfzig Männer wurden in den Baderaum eingeschlossen. Alles ging wie ein militärisches Ritual vor sich. Wir zogen uns nackt aus und stellten uns in eine Reihe. Jeder bekam ein Stück Seife in die Hand. Als von der Decke warmes Wasser rieselte, ertönte der Befehl: «Einseifen!» Der Hintermann seifte den Rücken ein, den er vor sich hatte. Das dauerte eine Minute. Dann folgte der nächste Befehl «Abspülen!» Nach einer weiteren Minute war das Baden beendet. Eine Reihe bis auf das Skelett abgemagerter Männer schlüpfte wieder in die Gefängniskleidung.

Die Delegation des Generalstaatsanwaltes bestand aus zehn Personen. Sie besuchten einen Trakt nach dem andern. Hinter dem Staatsanwalt lief ein kleiner Mann her, offenbar der Sekretär des gefürchteten Tieres. Er machte sich fortwährend Notizen auf einen Block. Kurz nach Mittag fand sich die Gesellschaft in der Küche ein. Wir stellten uns in einer Reihe auf. Jeder musste seinen Namen sagen und erklären, wieso er sich in der Festung befand.

«Ulrich», sagte ich, «Schweizer Bürger. Zu drei Jahren Festung verurteilt wegen der Befreiung von französischen Kriegsgefangenen.»

Der Staatsanwalt blieb einen Moment ruhig, dann wandte er sich an seinen Sekretär. «Der muss hier

raus!» Sein Untertan nickte hämisch und kritzelte etwas in sein Notizbuch.

Am Nachmittag erschien Gustav in der Küche. «Ulrich, hab' ich dich wieder bei mir!» Ich musste meine Sachen packen. «Einzelhaft», bellte er. Es war Ende Februar 1943. Mir blieben noch 17 Monate abzusitzen.



## 18. Kapitel

### Molkereifachmann

Schlüssel klirrten. Ein unbekannter Wärter brachte den Kaffee, der aus geröstetem Roggen gebraut war. Hinter ihm standen zwei Kalfaktoren, die mir einen Haufen stinkender Lumpen in die Zelle warfen. «Das sind fünfzig Uniformen», herrschte mich der Wärter an. «Du hast einen Tag Zeit, um sämtliche Nähte aufzutrennen.» Als ich allein war, untersuchte ich die Kleidungsstücke, die vor Dreck und Blut starrten. Es waren die Uniformen deutscher und russischer Soldaten, die an der Front gefallen waren. Ich machte mich an die Arbeit.

Nach einer Woche trug mir Plupperpaul auf, zusammen mit einem Hilfswärter die Gefängniskorridore zu reinigen. So konnte ich mich jeden Tag ein bis zwei Stunden bewegen und mich mit jemandem unterhalten. Wenige Tage später tauchte unvermittelt der Wärter auf, der mir jeden Morgen die Uniformen schickte. «Wieviel habe ich gesagt?» schrie er wütend. «Wieviel?» wiederholte er und schlug mich zusammen, weil ich mein Pensum von fünfzig Uniformen nicht erfüllt hatte. Ich war viel zu schwach, um mich wehren zu können.

Plupperpaul kam angerannt und erklärte, dass er mich beauftragt habe, bei der Reinigung der Gänge zu helfen. Das interessierte meinen Peiniger nicht «Der hat seine Arbeit zu machen und sonst gar nichts.»

Eines Nachts weckte mich Sirenengeheul. Luftwaffenalarm. Ich kletterte auf die Pritsche, und es gelang mir, mich zum Zellenfenster emporzuziehen. Mein Herz klopfte. Das mussten die Alliierten sein, die das vierzig Kilometer entfernt liegende Stettin angriffen. In der Ferne suchten Hunderte von Scheinwerfern den Himmel ab. Dann waren, unwirkliche Schatten, ferne Phantome, die Bomber zu sehen. Die Flak bellte. Bomben fielen. Der Lärm erschütterte die Zellenwände. Dann war der Spuk vorüber. Wir begannen Hoffnung zu schöpfen. War Befreiung in Sicht? Von nun an wiederholten sich die Bombenangriffe, mindestens zweimal in der Woche, dann zitterten die Gefängnismauern in immer kürzeren Abständen. Aber nie fiel eine Bombe auf unser Lager. Die Alliierten mussten genau wissen, wo die politischen Gefangenen untergebracht waren.

Nach zwei Monaten wurde ich verlegt. Es waren so viele neue Gefangene eingeliefert worden, dass die Einzelzellen mit zwei bis drei Häftlingen besetzt wurden. Ich lebte mit zwei Franzosen zusammen in einem Raum von vier Quadratmetern. Sie waren Kriegsgefangene, verurteilt, weil sie mit deutschen Frauen ein Verhältnis gehabt hatten. Der eine stammte aus Perpignan, der andere aus der Normandie. Wir erzählten einander unsere Geschichten und tauschten die Adres-

sen unserer Angehörigen und Freunde. Wer als erster freigelassen wurde, sollte mit den Familienangehörigen Kontakt aufnehmen. Es war Georges Cabot, der als erster freigelassen wurde. Er hatte uns berichtet, er besitze eine Zahnarztpraxis in Perpignan. Bis heute bereue ich, ihm die Adresse meiner Freunde gegeben zu haben. Nach dem Krieg erfuhr ich, dass man in Orival viele Pakete mit Lebensmitteln und Kleidern an einen Mann namens Cabot geschickt habe. Der Mann hatte behauptet, er kenne mich und habe die Möglichkeit, mir Pakete zukommen zu lassen. Cabot war ein Gauner, und ich schwor mir, ihn aufzusuchen und zu verprügeln. Doch eine andere Zeit brach an, und in den Wirren der Nachkriegsjahre hatte ich anderes zu tun. An einem schönen Sommertag wurde ich zum Lagerleiter geführt. Es hiess, ich hätte Post bekommen. Das war ein Augenblick, der von allen Gefangenen mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwartet wurde. Lagerleiter Müller öffnete vor meinen Augen das Paket, das in Frankreich abgesandt worden war: Zigaretten, Schokolade, Kleider. Einen Augenblick lang vergass ich alle Erfahrungen, die ich in deutschen Gefängnissen gemacht hatte, eine ungeheure Freude erfasste mich beim Anblick dieser Herrlichkeiten. «Haben Sie alles gesehen?» fragte der Lagerleiter. «Dann können Sie wieder in die Zelle zurückkehren.» Das Paket behielt er.

Hin und wieder schrieben mir meine Eltern aus der Schweiz einige Zeilen. Ich war in der Gefangenschaft fotografiert worden, der Schweizer Konsul hatte die Fotografie meinen Eltern geschickt mit der Frage, ob

dieser Mann tatsächlich ihr Sohn sei. So erfuhren sie, dass ihr Sohn, den sie als Käser in Frankreich wähten, in einem deutschen Gefängnis eingesperrt war.

Einmal erhielt ich eine kurze Mitteilung aus Clermont-Ferrand: Jeannette hatte sich verheiratet.

Ich bekam einen neuen Zellengenossen, Raymond Véragout, belgischer Konsul in Köln bis 1941. Er war von den Deutschen wegen Spionage verhaftet und zum Tode verurteilt worden. Die belgische Regierung hatte sich für ihn eingesetzt, so dass Hitler die Strafe in lebenslänglich umgewandelt hatte. Gustav liebte es, überraschende Zellenbesuche zu machen. Eines Tages drehte ich mir mit Kautabak eine Flöte und entzündete sie mit Hilfe eines Feuersteins. Als ich sie aufgeraucht hatte, bis nichts mehr übriggeblieben war ausser dem intensiven Geruch des Kautabaks, trat Gustav in die Zelle. Zufrieden schnupperte er in der Luft herum. «Aber, meine Herren, diesen Geruch kenne ich doch....» Ich sagte sofort, dass ich die Flöte gedreht hatte, denn ich wollte meine Mitgefangenen nicht belasten. Drei Tage später meldete uns ein feiner Duft, dass es Erbsensuppe zum Mittagessen gab, ein seltenes Fest für uns. Bevor das Essen verteilt wurde, hörte ich meinen Namen rufen. Ein Wärter öffnete die Tür. Er begleitete mich zum Hauptwachtmeister. «Heute gibt es Erbsensuppe», sagte Gustav genüsslich, «aber darauf können Sie ja verzichten.» Ich wurde in den Baderaum eingeschlossen.

Am Ostermontag 1944 fand zum ersten Mal ein Luftangriff während des Tages statt. Nach dem Alarmsignal hörten wir das Brummen schwerer Flugzeuge.

Am Geräusch der Motoren erkannten wir die «Fliegenden Festungen» der Amerikaner. Aber auch Russen oder Engländer beteiligten sich am Angriff, der über eine Stunde dauerte. Als das Geheul der Motoren, der Krach der Detonationen und das Donnern der Kanonen verstummt war, vernahmen wir eine Melodie. Sie wurde immer lauter und eindringlicher. Die tschechischen Gefangenen, etwa 300 an der Zahl, alle aus politischen Gründen und ohne Verfahren eingelocht, sangen ihre Nationalhymne. Sie mussten dafür mit einer schweren Strafe rechnen.

Am 24. Juli 1944 holte mich ein Wärter aus der Zelle und führte mich zum Verwaltungsgebäude. Er gab mir meine Zivilkleider, die ich seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ausser dem Geld, das ich auf mir getragen hatte, bekam ich alles zurück. Ein Gendarm führte mich nach Gollnow. Die Sonne schien, und ich war glücklich. Der Gendarm führte mich zu einem Haus, das mit einer grossen Tafel beschriftet war: «Ortsbauernführer». Man führte mich hinein und stellte mich vor. Der Ortsbauernführer trug eine weisse Arbeitsschürze und blickte mich freundlich an. «Wir haben Sie erwartet, Herr Ulrich. Sie wissen, in Deutschland fehlt es an Arbeitskräften. Deshalb werden wir Sie nicht nach Frankreich zurückkehren lassen. Sie werden bei uns arbeiten, hier in der zweitgrössten Molkerei Deutschlands.»

Es war gewiss ein harter Schlag, dass ich nicht nach Hause gehen konnte. Aber ich lebte. 90'000 Liter Milch wurden täglich mit Pferdefuhrwerken in die Molkerei gebracht. Auf dem Bock sassen meistens französische

Kriegsgefangene, die bei den Bauern in der Umgebung arbeiteten. Ich arbeitete bei der Milchannahme. Die Milch wurde teilweise entrahmt und dann in einen Saal hochgepumpt, wo sie von dreissig aus ihrer Heimat verschleppten Polinnen zu Weichkäse verarbeitet wurde. Zusätzlich wurden täglich rund fünfzig Zentner Butter fabriziert. Meister der Buttereie war ein deportierter Holländer. In einem kleinen Labor, wo die Milch auf ihren Fett- und Säuregehalt geprüft wurde, arbeitete eine hübsche Deutsche, Elisabeth Holze, die ich bald näher kennenlernen sollte.

Die erste Zigarette, die mir der Holländer schenkte, machte mich schwindlig. Doch mit der Butter, die er mir jeden Tag zusteckte und die ich in mein Essen mischte, mit der Sonne, die mich wärmte, und mit dem Gefühl der wiedergefundenen Unabhängigkeit begann ich mich zu erholen. Die Lebensgeister regten sich. Ich fand die Geistesgegenwart wieder, die mich bei meinen ersten Reisen nach Deutschland begleitet hatte. Aber die Gefangenschaft hatte mich gelehrt, dass Mut nicht blind sein darf. Von nun an bestimmte Vorsicht meine Handlungen. Es ging nicht lange, bis ich herausgefunden hatte, wie ich den französischen Kriegsgefangenen helfen konnte, die mich jeden Tag um etwas Butter baten.

Ich schlief in einem Massenlager, zusammen mit polnischen und französischen Kriegsgefangenen. Frühmorgens stand ich auf und begab mich zur Annahmestelle. Die angelieferte Milch wurde gewogen, und ich notierte genau, wieviel jeder Bauer gebracht hatte. Die Milch wurde darauf in zwei Zentrifugen geleitet, um

entrahmt zu werden. Wenn der letzte Milchwagen geleert war, begab ich mich ins Büro, wo ich die Hefte kontrollierte und die gelieferte Menge Milch zusammenzählte.

Ich hatte mich bald eingearbeitet und verstand mich gut mit Herrn Hörmann, dem Vizedirektor der Molke-  
rei. Er war ein Fachmann und liebte es, mich über die Methoden der Käseherstellung in Frankreich auszufragen. Die zahlreichen deutschen Angestellten zeigten sich mir gegenüber sehr reserviert. Als abschätzige Bemerkungen über mich die Runde machten, hängte der Vizedirektor einen Zettel ans Anschlagbrett, worauf stand, dass ich mir nichts Ehrenrühriges habe zuschulden kommen lassen und dass mit Sanktionen zu rechnen habe, wer mich weiterhin beleidige.

Die Vorsicht gebot mir, die Deutschen nicht in die Tauschgeschäfte einzubeziehen, die ich mit meiner Butter machte. Bis auf Elisabeth natürlich, die Laborantin. Wir liebten uns, und sie war meine Komplizin. Meine Freunde fand ich unter den Kriegsgefangenen. Da war Jean, ein Franzose aus Bordeaux, der bei einem Weinhändler arbeitete. Jacques, ein Bäckergehilfe aus Paris. Und Pollack, ein ehemaliger Mitgefangener, den die Nazis gezwungen hatten, eine Frontwerkstatt zu betreiben. Etwa zwanzig Franzosen und Belgier arbeiteten bei ihm, alles Kriegsgefangene und begabte Automechaniker. Jeden Tag wurde bei der Milch eine Alkoholprobe durchgeführt, um ihren Säuregrad festzustellen. Das war für die Käseherstellung wichtig. Elisabeth holte die Probe bei mir ab. Sie bestimmte im La-

bor auch den Fettgehalt der Milch. Aufgrund dieser Daten wurde ausgerechnet, wieviel Butter täglich produziert werden konnte. Nun begann ich, jedem Lieferanten drei bis vier Liter weniger Milch aufzuschreiben, als er tatsächlich gebracht hatte. Auf einem eigenen Zettel zählte ich die Menge zusammen, die ich den Bauern unterschlagen hatte. Wenn Elisabeth kam, um die Alkoholprobe abzuholen, teilte sie mir mit, welchen Fettgehalt sie in der Milch festgestellt hatte. Darauf war es für mich ein leichtes, auszurechnen, wieviel Butter ich wegnehmen konnte, ohne dass die Deutschen Verdacht schöpfen konnten. Am späten Abend ging ich in die Butterei und packte in aller Ruhe meinen Anteil ein. So kamen die Kriegsgefangenen der weiteren Umgebung in den Genuss von ausgezeichneter Gollnower Tafelbutter. Sie brachten mir dafür Zigaretten, Schokolade und Kaffee, Luxusartikel, die ihnen aus Frankreich oder von karitativen Organisationen in den Vereinigten Staaten und Kanada geschickt worden waren. Jacques versorgte mich mit Wein. Der Handel blühte prächtig. Eines Tages erhielt ich ein Paket von meiner Mutter. Darin befand sich auch eine Büchse Ovomaltine. Schnell entdeckte ich, dass meine Mutter die Büchse mit Bohnenkaffee gefüllt und diesen unter einer dünnen Schicht Ovomaltine versteckt hatte. Ich ging zu einem Fahrradhändler und fragte ihn, ob er mir ein Fahrrad verkaufen könne, wenn ich zum Kaufpreis noch eine Büchse Bohnenkaffee drauflege. Er war sofort einverstanden. Als ich am anderen Morgen mit einem neuen Fahrrad herumfuhr, staunten alle. Johann Grade, der Molkereidirektor, schüttel-



te ungläubig den Kopf. Er habe schon seit längerer Zeit versucht, zu einem Fahrrad zu kommen, sagte er, doch alle Gesuche seien abgelehnt worden. Ich liess seiner Frau ein Paket Zigaretten zukommen.

Eines Tages fand in der Eisenbahn eine Gepäckkontrolle statt, und Jacques wurde mit drei Kilo Butter verhaftet, die ich ihm mitgegeben hatte, um sie an die Franzosen zu verteilen. Aber Jacques verriet nicht, woher er die Butter hatte, er sagte nur, er habe sie von einem Bauern erhalten. Er blieb etwa einen Monat hinter Gittern. Hätten die Nazis etwas von der Butterherstellung verstanden, hätten sie leicht herausfinden können, dass es sich nicht um Landbutter handelte, sondern dass sie nur aus einer Molkerei stammen konnte.

Oft wurde ich auch in die Wohnung von Direktor Grade eingeladen. Immer brachte ich Kaffee oder Zigaretten mit. Einer der Söhne befand sich an der Front. Sie stellen mich dem Vater seiner Verlobten vor, einem Fleischer aus Gollnow. Ich besorgte ihm zwei Stangen Zigaretten und erhielt dafür zwei grosse Lyonerwürste, welche ich an meine Freunde in Pollacks Garage verteilte. Dort funktionierte seit neuestem auch ein geheimer Destillierapparat.

Die Bombenangriffe wurden immer häufiger. Jedesmal, wenn die Sirenen ertönten, bekamen die polnischen Mädchen in ihren Schlafsälen hysterische Schreikrämpfe. Sie erinnerten sich an den Kriegsbeginn, als deutsche Stukas ihre Städte angegriffen und zusammengeschossen hatten. Schon lange hatte ich bemerkt, dass sich auch die Polen heimlich mit Butter

versorgten. Diejenigen, welche an der Zentrifuge arbeiteten, schafften sich Rahm zur Seite, den sie einige Tage ansäuern liessen und dann zu Butter schlugen. Natürlich sagte ich niemandem etwas von meiner Beobachtung. Aber ich zog den Bauern noch einige Liter mehr ab als bis dahin.

Der holländische Buttermeister erkrankte, und ich musste seinen Posten übernehmen. Es war eine leichte Arbeit für mich, denn ich hatte mich bereits in Frankreich mit der Butterherstellung beschäftigt. In grossen, 3'000 Liter fassenden Trommeln drehte sich der Rahm, bis er zu Butter wurde. Dieser Vorgang dauerte etwa eine Dreiviertelstunde. Nach einigen Tagen kam mir eine Idee, wie man den Fettgehalt der Butter erhöhen konnte. Ich liess die Rahmmasse um einige Grade mehr abkühlen, dafür dauerte es eine halbe Stunde länger, bis der Rahm zu Butter geschlagen war. Das Resultat war erstaunlich. Als der Direktor die Fettproben gesehen hatte, kam er zu mir, schüttelte mir die Hand und wollte mich für das Verdienstkreuz vorschlagen. Daran hatte ich allerdings überhaupt kein Interesse. Viel wichtiger war mir, dass ich endgültig sein volles Vertrauen gewonnen hatte. In aller Ruhe konnte ich fortfahren, die Kriegsgefangenen mit mancherlei Gütern zu versehen, die ihr Leben erleichterten. Direktor Grade ernannte mich zum Betriebsleiter. Als der Holländer genesen war, beschäftigte ich mich wieder mit der Milchannahme. An der Front wurde die Situation für die Deutschen bedrohlich. Flüchtlinge aus Ostpreussen erzählten uns von Greuelthaten russi-

scher Soldaten an der deutschen Bevölkerung. Die Nachrichten wurden mit Schrecken und Bestürzung aufgenommen; ich schwieg. Ich wusste, wie grausam die polnische und russische Bevölkerung von den deutschen Eroberern behandelt worden war. Es war Januar 1945, noch immer schrie sich Goebbels am Radio heiser: «Wollt ihr den totalen Krieg?» Tausende von Deutschen antworteten mit einem wildverzweifelten Ja.

Plötzlich war die Stadt voller SS-Soldaten. Die SS befand sich unmittelbar hinter der Front und hamsterte zusammen, was zu hamstern war. Ich befand mich mit Jean und Jacques im Restaurant Bahnhof. Jean hatte ein grosses Glas mit Sardellen mitgebracht, Jacques eine Flasche Wein; Brot und Butter stammten aus meinem Vorrat. Plötzlich setzten sich einige SS-Offiziere neben uns. Ihre Arroganz hatten sie verloren. Hungrig fragten sie, ob sie sich am Essen beteiligen dürften. Erstaunt sahen wir einander an. Noch vor kurzem wäre es völlig unvorstellbar gewesen, dass sich Edelgermanen auf diese Art mit Kriegsgefangenen eingelassen hätten. Es waren Stabsoffiziere des SS-Generals Wagner. Wagner sass in einem Nebenzimmer und unterhielt sich mit der Besitzerin des Hotels. Plötzlich rief einer der Offiziere: «Achtung, der General kommt!» Sie standen alle auf, der General schien achtlos an ihnen vorbeizugehen, um zu telefonieren.

Am anderen Tag verrichtete ich wie gewohnt meine Arbeit. Gegen Mittag stürmte Elisabeth in mein Büro. «Mensch», rief sie erregt, «was habt ihr gestern im Restaurant Bahnhof gemacht? SS-General Wagner ist bei

Direktor Grade gewesen und will wissen, woher die Butter kommt, die er auf eurem Tisch gesehen hat. Er weiss, dass die Offiziere mit einem Schweizer zusammen sassen, der in der Molkerei arbeitet.»

Wenig später wurde ich zu Grade gerufen. Ich fühlte mich nicht sehr wohl in meiner Haut. Ich klingelte. Doch diesmal wurde ich nicht in die Stube gebeten. Grade blickte mich nur böse an: «Es ist Ihnen wohl nicht geheuer, was?» Ich traute ihm nicht, er war ein Parteimitglied und schien im Moment sehr nervös. «SS-General Wagner ist bei mir gewesen und hat mich nach dem Schweizer gefragt, der in der Molkerei arbeitet. Er will wissen, wie Sie zu der Butter gekommen sind, die gestern auf Ihrem Tisch stand.»

Ich überlegte einen kurzen Moment, dann spielte ich meinen Trumpf aus. «Aber Herr Direktor», begann ich mit ruhiger Stimme, «all die Zigaretten, all den Kaffee, den ich Ihnen und Ihrer Frau gegeben habe, was haben Sie denn gedacht, wie ich dazu gekommen bin? Irgend-ein Tauschmittel musste ich ja haben, nicht wahr?»

Dem Direktor ging ein Lichtlein auf, und wahrscheinlich erkannte er, dass er am Spiel beteiligt war. «Heute passiert noch nichts», sagte er tonlos, «aber morgen kommt die Gestapo.»

Ich wusste, dass die Zeit gekommen war, zu fliehen.

## *19. Kapitel*

### **Russen, Amerikaner, Franzosen**

Je gewaltiger die Ereignisse, desto bescheidener die Rolle des Chronisten. Der Krieg ist an mir vorbeigegangen. Ich habe beobachtet. Ruhig werde ich die Geschehnisse schildern, deren Zeuge ich wurde im Verlaufe unserer Flucht, auch wenn der Schweiss auf die Stirne tritt und die Hände zittern, sobald ich daran zurückdenke. Meine Geschichte ist zu Ende. Es war eine Geschichte der Auflehnung gegen die Resignation, bestimmt nicht frei von Widersprüchen. Wenn Eitelkeit mich begleitete auf meinen Reisen für die Freiheit, so habe ich gebüsst dafür. In der Verwicklung mit dieser anderen Geschichte, die wie ein gewaltiger Strom über die Menschen hereinbricht und alles zerstört, spielen die persönlichen Gefühle, die kleinen Zweifel und Hoffnungen keine Rolle mehr. Der Überlebende war dabei, das ist alles.

Nachdem ich die Wohnung von Direktor Grade verlassen hatte, suchte ich meinen Freund Jean auf. Gemeinsam gingen wir zu Pollack, von dem wir Rat erhofften.

«Verschwindet!» befahl mein ehemaliger Mitgefangener. «Geht heute noch nach Stettin. Meine frühere Wohnung an der Elisabethenstrasse ist ausgebombt, doch der Kellerraum ist noch intakt. Versteckt euch dort. Ich werde unterdessen in der Garage einen Lastwagen bereitstellen und mit den Kriegsgefangenen fliehen. Wir holen euch ab.» Schnell packte ich meine Habseligkeiten zusammen. Ich versprach Elisabeth, sie abzuholen, wenn wir fliehen sollten. Ich hatte zur Genüge gehört, wie deutsche Frauen von den russischen Soldaten behandelt wurden.

Nach einem Marsch von fünf Stunden befanden wir uns in Stettin. Es war schon dunkel, als wir in den Keller des Hauses an der Elisabethenstrasse schlüpfen. Am Morgen trat ich vorsichtig aus dem Haus. Ich stand vor dem Gebäude, in dem ich vor vier Jahren von der Gestapo verhört worden war: dem Untersuchungsgefängnis von Stettin. Es war leer und ausgebombt.

Vorsichtig schlichen wir zum Hafen. Wir entdeckten einige deutsche Panzer. Fluglärm überraschte uns. Rasch drückten wir uns in einen Hauseingang. Russische Flugzeuge brausten im Tiefflug über die Stadt und warfen Bomben ab. Später sahen wir auf der Strasse die zerfetzten Reste überraschter Bewohner liegen. Niemand schaffte die Toten weg. Im Keller unseres Hauses fanden wir eine Kiste Rüdeshimer. Pollack brachte uns Cognacflaschen, die er irgendwo gefunden hatte. In der Nacht brach ich in ein Lebensmittelgeschäft ein, das von den Besitzern verlassen worden war. Durch ein eingeschlagenes Fenster stieg ich

in den Laden, fand tatsächlich einige Esswaren sowie eine Tasche voll Lebensmittelkarten.

Pollack besuchte uns mit dem Auto. Für die Flucht fehlte Treibstoff. Mit zwei Flaschen Cognac in einer Tasche begab ich mich zum Hafen, wo ich die deutschen Panzer gesehen hatte. Zu ihrer Ausrüstung gehörten Benzinkanister. Ich tauschte bei einem Panzergrenadier zwei Cognacflaschen gegen vier Benzinkanister. Zu Hause entdeckte ich, dass zwei der Behälter mit Wasser gefüllt waren.

Pollack hatte in der Garage mehrere Automobile zu rechtgemacht, mit denen wir fliehen wollten. In der Nacht vor der Flucht kehrte ich zu Fuss nach Gollnow zurück. Kontrollen musste ich keine mehr befürchten. Die Russen waren nahe, es herrschte ein grosses Chaos. Elisabeth hatte ihre wenigen Sachen seit Tagen gepackt. Auch ihre Mutter begleitete uns.

Die Strassen waren verstopft mit Flüchtlingen. Handwagen, Fahrräder, Ochsenkarren wurden benützt. Unsere Karawane mit Pollack und seiner Familie, einem Dutzend französischer Kriegsgefangener, der Laborantin, ihrer Mutter und mir kam nur langsam vorwärts. Über Pasewalk erreichten wir Neubrandenburg. Der Zug kam ins Stocken. Bald entdeckte ich den Grund. Ein grosser Trupp Frauen kam uns entgegen, abgemagerte Insassinnen eines Konzentrationslagers. Links und rechts von ihnen marschierten bewaffnete Aufseherinnen, die ihre Häftlinge mit lauter Stimme vorwärtstrieben. Die Gefangenen mussten ein Lied singen, es lief uns kalt über den Rücken, als wir ihre schwachen Stimmen hörten: «Nur einmal blüht im

Jahr der Mai.» Ein Bauer, der mit seinem Ochsenkarren flüchtete und neben uns stand, schüttelte stumm den Kopf.

Am Abend erreichten wir Woldegk, achtzig Kilometer von Stettin entfernt. Wir hatten keine Mühe, uns einzurichten, denn es gab genügend verlassene Wohnungen. Vier Tage blieben wir hier. Wir fanden einen französischen Kriegsgefangenen, der uns mit Brot versorgte. Ich begegnete Paul Hörmann, dem Vizedirektor der Molkerei, der sich mit seiner Familie auf der Flucht befand. Später wurde er in den Volkssturm eingezogen und geriet in französische Kriegsgefangenschaft. Als ich im Städtchen herumstreifte, um Lebensmittel zu suchen, marschierte ein langer Zug von Häftlingen durch die Hauptstrasse, angeführt von Gustav, dem berühmten Gustav von der Festung Gollnow. Die Wärter hatten den Befehl erhalten, die Gefangenen nach Westen zu führen, vergebens, auch sie wurden wenige Tage später von den Russen eingeholt. Am Abend vor unserer Abreise sah ich Molkereidirektor Grade mit seiner Familie.

Am nächsten Tag hielten wir in Penzlin an, einer kleinen Provinzstadt an einem See. Wieder richteten wir uns in verlassenen Wohnungen ein, unentschlossen, ob wir dem verzweifelten Zug nach Westen folgen oder den baldigen Einmarsch der Russen abwarten sollten, vertrauend darauf, dass Kriegsgefangene unbehelligt blieben.

Am andern Nachmittag klopfte es an die Tür unserer Wohnung. Es waren zwei Beamte der Gestapo. «Ist ein Herr Ulrich hier?» Ich meldete mich. «Wir haben eine Anzeige gegen Sie. Nach Aussagen von Molkereidirek-



tor Grade haben Sie Molkereibutter unterschlagen.» Ich erschrak. Ich hatte Grade in Woldegk gesehen, er musste die Gestapo auf mich gehetzt haben.

Mit «Volksschädlingen» machte man kurzen Prozess. «Mitkommen», befahlen die Männer. Wir gingen zum Rathaus, wo sie den Bürgermeister zu sprechen verlangten. «Walter Ulrich muss sich täglich auf dem Rathaus melden», sagte der eine Gestapomann, worauf beide verschwanden. Ich kehrte zu meinen Gefährten zurück. Sie konnten es kaum glauben, dass ich so glimpflich davongekommen war. Selbst die überzeugtesten Nazis schienen den Glauben an ihr System und den Endsieg verloren zu haben.

In Penzlin war viel deutsches Militär versammelt. Täglich fuhren Offiziere nach Berlin, um Instruktionen entgegenzunehmen. Am Abend kehrten sie wieder zurück. Ich begab mich ins Stabsquartier und fragte einen Offizier, ob ich ihn nach Berlin begleiten dürfe. Ich wollte die Lage in der Hauptstadt erkunden und versuchen, von der Schweizer Gesandtschaft Hilfe zu erlangen.

Nur langsam bahnte sich der Militärlastwagen einen Weg durch die von Flüchtlingen verstopfte Strasse. Es war der 20. April 1945. Nur Jean begleitete mich. In Berlin begaben wir uns zur Schweizer Gesandtschaft an der Fürst-Bismarck-Strasse. Im dritten Stock des Gebäudes wurden wir dem Attaché vorgestellt, einem Herrn Dr. Graf. Ich erzählte ihm alles und fragte ihn, ob es einen Weg gebe, in die Schweiz zu gelangen. Er schüttelte den Kopf. «Der Korridor durch die Tschechoslowakei ist abgeschnitten. Früher war es möglich,

Flüchtlinge dort durchzuschleusen. Leider ist das jetzt vorbei.» Wir unterhielten uns eine Weile über die Kriegslage und die Situation in Europa. Dabei machte Dr. Graf eine Bemerkung, die mir merkwürdig vorkam. «Zum Glück seid ihr nicht an den juristischen Berater der Botschaft geraten», sagte er leise. «Er ist ein ausgesprochener Sympathisant der Nazis, und wer weiss, ob er euch nicht verraten hätte.»

Als wir wieder auf der Strasse waren, ertönte Fliegeralarm. Wenig später hörten wir in der Ferne einen scheusslichen Lärm, der rasch näherkam. Eine riesige Zahl von Bombern befand sich im Anflug. Wir folgten einigen Deutschen in einen Luftschuttkeller. Wenig später bebten die Wände. Die Detonationen jagten sich. Als wir nach einer Stunde wieder draussen waren, erkannten wir die Strasse nicht mehr. Die Häuser lagen in Trümmern. Wir irrten durch die Strassen, bis wir zum Hotel «Russischer Hof» kamen. Hier blieben wir, weil es mit einem geräumigen Luftschuttkeller ausgestattet war. Auf einer Tafel war zu lesen, dass das Hotel vom Propagandaministerium requiriert worden sei. Wieder ertönten die Sirenen. Die ganze Nacht konnten wir den Keller nicht verlassen. Amerikaner, Engländer und Russen wechselten sich in der Bombardierung ab. Neben mir sassen zwei Deutsche. Der eine war ein Adjutant Goebbels, der andere ein Pharmakafabrikant aus Bukow.

Am andern Tag fanden wir einen Militärlastwagen, der uns nach Neustrelitz brachte. Von hier aus gingen wir zu Fuss nach Penzlin zurück. Es gab keine Kontrollen. Alles befand sich auf der Flucht. Auch Pollack entschloss sich, mit seiner Frau und seiner Mutter west-

wärts zu fahren. Zusammen mit den Franzosen blieb ich. Wir wollten warten, bis die Russen eintrafen.

Es war ein heller Tag, 30. April 1945, in der Ferne vernahmen wir das Gerassel russischer Panzer. Wir suchten zusammen mit den Frauen einen Schrebergarten ausserhalb der Stadt auf. Ein englischer Radiosender rief die Kriegsgefangenen und Insassen von Konzentrationslagern immer wieder auf, sich den einmarschierenden Truppen zu erkennen zu geben. In einem verlassenen Kleidergeschäft hatten wir etwas Stoff gefunden, mit dem wir eine Trikolore anfertigten, eine französische Fahne. Fünfzig Meter von unserem Gartenhäuschen entfernt befand sich eine deutsche Haubitzenbatterie in Stellung. Gegen Mittag zog sie sich zurück. Das war der Moment, in dem wir die Trikolore an einem Fahnenmast des Schrebergartens hochzogen.

Am Nachmittag schlich ich ins Städtchen. Die Strassen waren menschenleer. Hinter einem Fenster entdeckte ich ein junges, etwa 20jähriges Mädchen. Ein Panzergrenadier sass bei ihr. Sie hielten sich an den Händen. Ich blieb stehen. Die beiden jungen Deutschen forderten mich auf, einzutreten. Man hörte das Grollen russischer Panzer. Die Frau zitterte. Der Soldat sass apathisch auf seinem Stuhl. «Es ist vorbei», sagte er. «Willst du eine Zigarette?» Ich nickte. Er stand auf und verliess die Wohnung. Bald kam er zurück, öffnete sein Hemd und liess zwei Dutzend Packungen «Sulima» auf den Tisch fallen, rote 24er-Packungen. Auch einen Kübel voller Rum gab er mir mit. Auf seinem Tiger-Pan-

zer, der in der Nähe in Deckung stehe, habe er ein ganzes Fass voll Rum, erklärte er müde. Ich verabschiedete mich. Das Mädchen weinte.

Als ich bei unserem Gartenhäuschen eintraf, fand ich die gesamte Gruppe am Boden liegend. Sie erzählten aufgeregt, dass die Deutschen begonnen hatten, auf die Trikolore zu schießen. Die Zigaretten beruhigten die Nerven.

Abends um sieben konnten wir die ersten russischen Panzer sehen. Ihnen folgten Pferdewagen, auf denen zwei bis drei Soldatinnen oder Soldaten sassen. Es war noch hell draussen. Ich beschloss, nochmals in die Stadt zu gehen. Die Franzosen wollten mich davon abhalten. «Früher oder später bekommen wir es doch mit den Russen zu tun», entgegnete ich, «besser, wir geben uns sofort zu erkennen.»

An einer Strassenkreuzung eingangs der Stadt stand eine russische Soldatin, in den Händen eine Trommelmaschinenpistole. Sie kehrte mir den Rücken zu. Als sie meine Schritte hörte, drehte sie sich blitzschnell um, riss die Waffe hoch und schrie: «Stoi!»

Ich streckte die Arme in die Höhe und rief: «Ich Franzuski.»

Sie senkte ihre Waffe, trat auf mich zu und küsste mich auf die Wangen. «Hitler kaputt, Krieg fertig!» schrie sie.

Wir verbrachten die Nacht im Gartenhaus. Am Morgen gingen Jean, Jacques und ich wieder in die Stadt. Das erste, was wir sahen, war eine Frau, die mit verweinten Augen und zerrissenen Kleidern wie eine Irre durch die Strassen torkelte. Die Russen hatten alle

Frauen, die sie gefunden hatten, vergewaltigt. Wenn wir einen Soldaten sahen, versuchten wir uns durch Gesten und Worte als Kriegsgefangene auszuweisen. Wir fanden einen russischen Offizier, der etwas Französisch sprach, und baten ihn um Lebensmittel. Er machte eine Geste, die uns die ganze Stadt erschloss: «Sucht selber, was ihr braucht.»

In den Strassen von Penzlin herrschte der Wahnsinn. Pferde, Kühe und Schweine liefen frei herum und schienen den gleichen Ausdruck unermesslicher Verstörung in den Augen zu haben wie die zahlreichen Mädchen und Frauen, die uns begegneten. Ich hatte Angst um Elisabeth. Sie war nicht die einzige Deutsche, die bei uns war. Andere Kriegsgefangene, die sich uns angeschlossen hatten, wurden von ihren deutschen Freundinnen begleitet. Wir packten unsere wenigen Sachen zusammen und zogen in die Schlafstätten einer Zimmerei, in der bis vor kurzem einige Franzosen gearbeitet hatten. Hier hofften wir, den deutschen Mädchen besseren Schutz bieten zu können.

Mit Jean begab ich mich auf Lebensmittelsuche. In einer Fleischerei entdeckten wir zwei frisch geschlachtete Schweine und zwei Dutzend geräucherte Schinken. Wir berieten nicht lange. Wir suchten uns einen Handwagen, auf den wir so viele Schinken wie möglich packten, und bedeckten das Ganze mit einem Tuch. In der Zimmerei versteckten wir das Fleisch. Als ich mich auf den Rückweg machte, um den Rest zu holen, trat ein russischer Soldat auf mich zu. Ohne ein Wort zu sagen, löste er das Band meiner Armbanduhr und ver-

schwand. Nach einigem Suchen fand ich einen russischen Offizier, der etwas Deutsch verstand. Als er begriffen hatte, was geschehen war, bat er mich, ihm zu folgen. Im Quartier der Soldaten entdeckte ich den Mann, der mir die Uhr geklaut hatte. Ich verstand nicht, was der Offizier seinem Untergebenen sagte, ich sah nur, dass dieser den Kopf schüttelte. Zu meiner Überraschung zog der Vorgesetzte seine Pistole und richtete sie auf den Soldaten. Unverzüglich kam die Uhr zum Vorschein. Der Offizier klopfte mir auf die Schultern. Ich versteckte die Uhr in der Hosentasche. In der Zimmerei berieten wir das weitere Vorgehen. Wir wollten zwei Tage abwarten, um dann hinter der Front weiterzuziehen. Zu diesem Zweck brauchten wir Pferde und ein Fuhrwerk. Es war kein Problem, das Gewünschte zu finden. Futter für die Pferde hofften wir in abgelegenen Höfen zu finden.

Die Russen befanden sich immer noch auf Frauensuche. Spät in der Nacht kam eine Gruppe in die Zimmerei und fragte, ob wir «Germanskis» gesehen hätten. Sie musterten unsere Frauen. «Franzosen», schrie ich, «hier sind alles Franzosen.» Wenn die Russen einen Deutschen entdeckten, erschossen sie ihn unverzüglich. Für die Sachen, die von den geflohenen Bewohnern in ihren Wohnungen zurückgelassen worden waren, interessierten sie sich nicht. Sie begnügten sich damit, die Einrichtungen kurz und klein zu schlagen. Dann öffneten sie die Fenster und schmissen alles auf die Strasse. Der Salon des geflüchteten Zimmermeisters war verwüstet, nur der Flügel war ganz geblieben. Eine Russin sass daran und spielte leidenschaftlich

Melodien von Chopin. Im Hintergrund brannte die Stadt. Die Besucher hatten auf allen Seiten Feuer gelegt.

Auf der Suche nach Futter für die Pferde kam ich an einen kleinen See, wo ich fünf Leichen entdeckte, vier Frauen und einen Mann. Eine Bäuerin aus der Umgebung beschrieb mir das Unglück. Die vier Frauen, eine Mutter und ihre drei Töchter, waren von den Russen mehrmals vergewaltigt worden. Der Vater – ich sah die Leiche eines älteren Mannes im Gras liegen – habe aus Verzweiflung zuerst die Familie und dann sich selber umgebracht.

Das Futter für die Pferde trugen wir in die Zimmerei. Wir hatten ausgerechnet, dass wir etwa 150 Kilometer zurücklegen mussten, um nach Wittenberg zu gelangen. Diese Stadt lag an der Elbe. Auf der andern Seite des Flusses befanden sich die Amerikaner.

Auf unserem Wagen wehte die Trikolore. In der Nacht hielten wir Wache, um uns vor unliebsamen Überraschungen zu schützen. Aber seit dem Erlebnis mit der Uhr fürchtete ich die russischen Soldaten weniger. Wenn sie nach Frauen fragten, drohte ich mit dem «Russki-Kommandant». Sofort verzogen sie sich.

Auf unserer langsamen Fahrt über die Landstrasse überholten uns hin und wieder Lastwagen mit russischen Soldaten. Sie kümmerten sich nicht um uns.

In verlassenen Dörfern fanden wir Lebensmittel und Futter für die Pferde. Ein grosser Sack, der am Weg-

rand lag, war gefüllt mit Kaffeebohnen – ein unermesslicher Schatz in dieser Zeit.

Nach Neustrelitz führte der Weg durch eine Waldschneise. Ein schreckliches Bild zeigte sich unseren Augen: Ein deutscher Flüchtlingstreck war von russischen Panzern überrollt worden. Teile von Karren und unzählige Leichen lagen herum. Fast alles waren Männer. Ein Franzose bewachte die Strasse. Er sollte uns warnen, wenn sich Russen näherten. Jean und ich betraten den Wald. Ich hatte in einem verlassenen Haus einen Fotoapparat gefunden und wollte einige Aufnahmen machen. Im Wald sahen wir die Frauen und Kinder. Die Frauen waren nackt, ihre Bäuche aufgeschlitzt. Einige hielten an der Hand noch ein Kind, das ebenfalls erschossen worden war. Wir zählten die Leichen von 54 Frauen und 20 Kindern.

Die Rauchwolken in der Ferne zeigten uns immer an, wo sich die Front befand. Jeden Tag kamen wir etwa zwanzig Kilometer weiter. Wir ernährten uns von dem Schinken, den wir mitgenommen hatten. Wir assen soviel Schinken, dass ich bis heute keinen mehr sehen kann, ohne dass mir schlecht wird.

Dann kamen wir in einen Wald, der voller Russen war. Wir schwenkten die Trikolore. Ein Offizier kam auf uns zu und bat eindringlich, zurückzubleiben, wir seien fast bei der Front angelangt. Wir befolgten den Rat und quartierten uns in einem leerstehenden Haus ein.

Einen Tag später erreichten wir Pritzwalk, am nächsten Perleberg. Immer mehr Menschen begegneten uns. Das brachte uns auf den Gedanken, dass die Russen die Grenze in Wittenberg blockierten. Wir über-



legten uns, wie wir mit den deutschen Mädchen auf die amerikanische Seite wechseln könnten. Wie würden sich die Russen verhalten? Je näher wir der Stadt kamen, desto verstopfter waren die Strassen. In der Stadt war eine russische Kommandantur eingerichtet. Alle Flüchtlinge wollten auf die amerikanische Seite wechseln. Von Vergewaltigungen hörten wir nichts mehr. Drei Tage lang hatten sich die Soldaten austoben dürfen. Jetzt schienen die Offiziere die Mannschaft wieder unter Kontrolle zu halten.

Wir fanden einen Schrebergarten ausserhalb der Stadt, wo wir uns niederliessen. Hier befreiten wir die Pferde vom Fuhrwerk und gaben ihnen einen Klaps: Jetzt mussten sie selber weiterschauen. Wenige Meter von der Elbe entfernt fanden wir Platz in einem Gartenhäuschen, in dem bereits einige Flüchtlinge wohnten. Auf der andern Seite sahen wir amerikanische Soldaten. Sie zündeten sich Zigaretten an und warfen die Stummel in den Fluss, ein Schauspiel, das wir alle lange nicht mehr gesehen hatten.

Besitzerin des Gartenhauses war eine deutsche Familie, die sich lange Zeit in einem Bunker versteckt gehalten hatte, sich nun aber wieder offen zeigte. Der einzige Reichtum, den die Familie noch besass, bestand aus einem Huhn. Am Nachmittag tauchten drei betrunkenere russische Soldaten auf. Einer versuchte, einer Trompete Töne zu entlocken. Sie setzten sich an unseren Gartentisch. Einer zog die Pistole, zielte auf die deutsche Frau und schrie etwas. Schliesslich verstanden wir, was er wollte: Spiegeleier. Die Gastgeberin war zu Tode erschrocken. Sie besass keine Eier. Jean

und ich näherten uns den Russen und luden sie ein, von dem Wein zu trinken, den wir mitgebracht hatten. Die Deutsche war verschwunden.

Eine halbe Stunde später tauchte sie wieder auf, begleitet von drei russischen Offizieren. Sie zeigte auf die drei Soldaten. Einer der Offiziere schrie die Untergebenen an. Wir verstanden nichts, ahnten aber, dass die Soldaten nicht gerade mit Komplimenten überschüttet wurden. Doch sie liessen sich vom barschen Ton des Offiziers nicht beeindrucken. Gemütlich drehte einer eine Zigarette. Nun schrien alle drei Offiziere. Plötzlich griff einer in die Pistolentasche. Die Soldaten bückten sich und zogen aus ihren Stiefelschäften ebenfalls Pistolen heraus. Uns stockte der Atem. Es passierte nichts. Der Ton der Unterhaltung wurde leiser. Man beschwichtigte sich. Schliesslich standen die Soldaten auf und verschwanden mit der Trompete und unseren Weinflaschen.

Drei Tage blieben wir im Schrebergarten. Immer wieder zogen wir in die Stadt, um zu erfahren, wann und wie man auf die andere Seite gelangen könnte. Am Ufer der Elbe lagen immer noch die Leichen von Menschen herum, die in den letzten Tagen des Krieges ihr Leben verloren hatten. Niemand kümmerte sich um sie. Ein Lautsprecher verkündete schliesslich die langersehnte Nachricht: Am andern Morgen sollte der Austausch der Flüchtlinge beginnen. Von der amerikanischen Seite würden Polen und Russen übergesetzt, Franzosen, Belgier, Holländer konnten auf die amerikanische Seite gehen. Aber alle Deutschen mussten

zurückbleiben. Wir waren entrüstet. Doch die Proteste, die wir auf der Kommandantur anzubringen versuchten, waren vergeblich. Elisabeth und die andern Mädchen, die uns während der ganzen langen Reise begleitet hatten, weinten. Die Stunde des Abschieds war gekommen. Die Franzosen waren entschlossen gewesen, ihre Mädchen nach Frankreich mitzunehmen, doch jetzt, wo sie endlich die Möglichkeit hatten, nach Hause zu gehen, konnte sie nichts mehr zurückhalten. Wir verbrachten eine lange, traurige, schlaflose Nacht zusammen.

Elisabeth begleitete mich zur Fähre. Wir kamen am Rathaus vorbei. «Komm schnell hinein», drängte ich. Die meisten Büros des Rathauses waren leer, aber das Standesamt war besetzt, ein alter Mann hielt den Posten. «Helfen Sie uns», bat ich, «ich bin ein Schweizer, und das ist meine Frau, die ich in Stettin geheiratet habe. Auf der Flucht haben wir die Heiratspapiere verloren. Stellen Sie uns bitte eine Bestätigung aus, dass wir verheiratet sind.» Der alte Mann fragte nicht lange. Wir gaben ihm unsere Personalien, er bestätigte uns auf einem offiziellen Papier die Heirat. «Damit gehst du in einigen Tagen zur russischen Kommandantur», sagte ich zu Elisabeth, «und verlangst, zu deinem Ehemann gelassen zu werden. Mit diesem Papier werden die Russen dich bestimmt auf die andere Seite führen.» Jean und Jacques warteten draussen. Wir stiegen auf die Fähre. Amerikanische Offiziere begrüßten uns. Sie wiesen uns an, bis zu einem leerstehenden Eisenbahnzug weiterzugehen und einen Wagen zu besteigen. Als

der Zug mit Flüchtlingen gefüllt war, setzte er sich in Bewegung. Wir wurden in ein amerikanisches Aufanglager geführt, wo viele Ärzte und Sanitäter herumliefen. Eine Lautsprecherstimme begrüßte uns auf Französisch. Hitlers Tausendjähriges Reich sei zerschlagen, meldete die Stimme, Europas Leidenszeit sei vorüber. In einer grossen Baracke mussten wir uns ausziehen. Zuerst wurden wir desinfiziert, dann von Ärzten untersucht. Es gab ein gutes Mittagessen. Am Nachmittag fuhr der Zug weiter, hielt hin und wieder an einem Bahnhof. Während eines längeren Aufenthaltes verliessen wir den Zug, um uns die Beine zu vertreten. Zahlreiche Französinen und Belgierinnen folgten dem Beispiel. Sie waren noch in die Lumpen gekleidet, die sie in den Konzentrationslagern getragen hatten. In der Bahnhofshalle versteckten sich mehrere Amerikaner. Sie hatten Nescafé-Büchsen oder Schokolade auf den Boden gelegt, die feinen Sachen aber zuvor an einem Faden befestigt. Bückte sich eine der entkräfteten Frauen, um den köstlichen Fund aufzuheben, zogen die smarten Boys am Faden. Dann kamen sie grinsend aus dem Versteck hervor und gaben den Frauen zwinkernd bekannt, wie sie zu einer Schokolade kommen konnten. Mir wurde übel.

Nach einigen Stunden setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Endlich trafen wir in Charleroi ein. In einem *Centre d'accueil* verpflegte man uns. Überall hingen Bilder von Charles de Gaulle, der in Frankreich der provisorischen Regierung vorstand. Die Polizei verhaftete jene Rückkehrer, welche sich freiwillig zur Arbeit nach Deutschland gemeldet hatten, Jean, Jacques

und ich fuhren nach Paris weiter, wo wir von Jacques' Eltern herzlich empfangen wurden. Am nächsten Tag fuhr ich mit der Metro zum Gare de Lyon. Ich erfuhr, dass ich keine Fahrkarte zu lösen hatte: Rückkehrer aus Deutschland reisten umsonst. In der Bahnhofshalle von Clermont-Ferrand drückte mir eine Rotkreuzschwester eine Nelke in die Hand. Der Bahnhof war voller Menschen: Ganze Familien warteten auf ihre Angehörigen. Ich erkannte einen uniformierten Franzosen, der aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte. Es war Antoine Roux, der vor dem Krieg in Orcival als Busfahrer gearbeitet hatte. Wir begrüßten uns. Über den Lautsprecher wurden ständig die Namen von Männern ausgerufen, die von ihren Angehörigen gesucht wurden. Auch Roux wurde aufgerufen, sich auf die Rückseite des Bahnhofs zu begeben. Auch meinen Namen hörte ich, doch ich fand im Gedränge niemanden. Später erfuhr ich, dass es der brave Käsehändler Boucheret gewesen war, der mich am Bahnhof erwartet hatte. Roux wurde von einem Taxifahrer begrüßt, der im Auftrag der Gemeindebehörde von Orcival auf Kriegsheimkehrer wartete. Ich begleitete ihn. Vor dem Hotel de France stiegen wir aus. Der Fleischer, der Bäcker und einige andere Personen standen herum. Antoine Roux wurde begeistert begrüßt. Ich stand abseits, bleich und abgemagert: niemand erkannte mich. Der Fleischer trat an mich heran, es zuckte in seinem Gesicht, er sah mich an, als wäre ich ein Gespenst. «Walter», stotterte er, und dann schrie er laut: «Da ist Walter, unser Walter.» Nun herrschte eine riesige Auf-

regung, die Leute stoben davon, um Bony, Méallet und Beudonnat zu holen, und in kürzester Zeit befand sich die ganze Gemeinde auf dem Dorfplatz. Ich wurde umarmt, abgeküsst, erdrückt. Einige Frauen nähten rasch ein etwas schiefes, aber riesiges Schweizerkreuz zusammen, und das hing an der Wand des grossen Saales, in dem meine Rückkehr während der ganzen Nacht gefeiert wurde, mit viel Rotwein, wie sich das für ein richtiges Fest in Orcival gehört.

# Dokumentation

Aus dem Archiv des Eidgenössischen Departements für Auswärtige  
Angelegenheiten:

*Abschrift.*

Der Oberstaatsanwalt  
als Leiter der Anklagebehörde  
bei dem Sondergericht  
-6 S.K.Ls.8/42.

Stettin, den 20.Januar 1942  
Albrechtstrasse 3a Fernruf:  
35196.

**Haft!**

*Sondergerichtsanklage.*  
(Bl.3, Bl.lb, Bl.24.25.27, Bl.la in Hülle)

Der schweizerische Staatsangehörige Käser Walter Ulrich aus Orcival,  
Departement Puy de Dôme (Frankreich) geboren am 7.4.1917 in St.  
Gallen (Schweiz), festgenommen am 24.7.1941 und seit dem 30.8.  
1941 in dieser Sache in der Untersuchungshaftanstalt in Stettin in Un-  
tersuchungshaft, ledig, nicht bestraft,  
Verteidiger: Rechtsanwalt Mayer-Lindenberg – Vollmacht. Bl. 38.

**wird angeklagt,**

im Jahre 1941 durch drei selbständige Handlungen den in einem Lager  
in Weissenhasel untergebrachten französischen Kriegsgefangenen Ro-  
ger Méallet und den in einem Lager in Hahn (Taunus) untergebrachten  
Kriegsgefangenen Jean Beudonnat aus der Gewalt der bewaffneten



Macht vorsätzlich befreit sowie die Befreiung des in einem Lager in Altenwedel Krs. Saatzig untergebrachten französischen Kriegsgefangenen Roger Bertin vorsätzlich versucht zu haben, und durch dieselben Handlungen vorsätzlich gegen zur Regelung des Umgangs mit Kriegsgefangenen erlassenen Vorschriften verstossen zu haben, und zwar in schweren Fällen, – Vergehen und Verbrechen gegen §§ 120,74,43,40 StGB., § 4 der Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutze der Wehrkraft des deutschen Volkes vom 25.1.1939 in Verbindung mit der Verordnung über den Umgang mit Kriegsgefangenen vom 11.5.1940 - RGBl. I S. 769-.

### *Ermittlungsergebnis*

Der Angeschuldete hat die Volksschule in St. Gallen besucht. Im 15. Lebensjahr wurde er aus der Schule entlassen und war in St. Gallen bis zum 19. Lebensjahr bei verschiedenen Firmen als Laufjunge beschäftigt. Im Jahre 1936 zog er nach Frankreich und war dort in der Folgezeit in verschiedenen Käsereien tätig, zuletzt in Orcival, Departement Puy-de-Dôme. Er besitzt einen gültigen Schweizer Reisepass und die ordnungsgemässen französischen Aufenthaltspapiere.

Im November 1940 erzählt ihm der Käsereibesitzer Marcel Bony, bei dem er beschäftigt war, dass sein einziger Sohn Roger sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befinde und in dem Ort Bourg-Fidèle, der auf französischem Gebiet an der belgischen Grenze liegt, zur Arbeitsleistung eingesetzt sei. Aus Mitleid mit den Eltern entschloss sich der Angeschuldigte, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Der Käsereibesitzer Bony war mit diesem Plan des Angeschuldigten einverstanden und gab ihm Zivilsachen für seinen Sohn Roger und 4'000 Francs als Reisespesen. Der Angeschuldigte packte die Zivilsachen in einen Koffer und fuhr mit der Bahn bis an die Demarkationslinie Moulins. Mit einem ihm bekannten Käsehändler fuhr er in dessen Wagen über die Demarkationslinie und dann mit der Bahn über Paris nach Reims. In der Markthalle in Reims war er deutschen Soldaten beim Einkäufen als Dolmetscher behilflich. Auf seine Bitten nahmen ihn die Soldaten

in die verbotene Zone nach Charleville mit. Von hier wanderte er zu Fuss nach Bourg-Fidèle. In Bourg-Fidèle wandte er sich an einen ihm bekannten Franzosen, der als Dolmetscher in dem französischen Kriegsgefangenenlager tätig war. Durch die Vermittlung dieses Franzosen kam er mit Roger Bony in Verbindung. Bony entwich aus dem Gefangenenlager, kam in die Wohnung dieses Franzosen, zog die von dem Angeschuldigten mitgebrachten Zivilkleider an und flüchtete mit ihm zusammen. Sie wanderten zu Fuss bis Frety und fuhren mit der Eisenbahn nach Laon. – Durch Mithilfe französischer Postbeamter, die sie im Eisenbahnpostwagen unter Postsäcken versteckten, gelangten sie nach Paris. Von Paris zogen sie über Nevers bis zur Demarkationslinie nach Moulins. Der Angeschuldigte begab sich hier zu einem ihm bekannten Käsehändler, durch dessen Vermittlung er einen Passierschein bekam. Mit diesem Passierschein und durch Unterstützung des Käsehändlers überschritten der Angeschuldigte und der französische Kriegsgefangene nacheinander die Demarkationslinie. Sie fuhren dann in die Heimat des Bony nach Orcival. Die Eltern des Kriegsgefangenen erstatteten dem Angeschuldigten die Auslagen und gaben ihm eine Belohnung von 1'000 Francs.

Wegen dieser Straftat des Angeschuldigten ist eine Strafverfolgung nicht möglich, da die Tat von ihm als Ausländer im Ausland begangen ist und ein Fall des § 4 der Verordnung über den Geltungsbereich des Strafrechts vom 6.5.1940 der eine Anwendung des deutschen Strafrechts ermöglichen würde, nicht vorliegt.

Die Flucht des Roger Bony hatte sich in dem Dorf herumgesprochen. Die Lehrersfrau Méallet bat darauf den Angeschuldigten, auch ihren Ehemann, der sich als französischer Kriegsgefangener auf dem Arbeitskommando in Weissenhasel Krs. Rothenburg bei Bebra befand, nach Frankreich zurückzuholen. Der Angeschuldigte erhielt als Reise- und Zehrgeld 20'000 Francs und einen Koffer mit den Zivilsachen für Roger Méallet. Am 18.3.1941 fuhr der Angeschuldigte los, um Roger Méallet aus der Gefangenschaft zu befreien. Er fuhr nach Moulins und gelangte mit dem alten Passierschein, der von dem deutschen Posten

an der Übergangsstelle auf mehrere Tage verlängert wurde, über die Grenze. Er fuhr dann über Paris in Richtung Laon. Da er jedoch keine gültigen Papiere zur Einreise in die sogenannte «Rote Zone» besass, musste er den Zug verlassen. Er ging daher kurz vor Laon auf illegalem Wege über die Demarkationslinie, wanderte bis Laon und fuhr dann mit der Bahn nach Charleville. Durch belgisches Gebiet reiste er dann bis an die deutsche Grenze und überschritt die Grenze bei Dolhain auf illegalem Wege. Er fuhr dann nach Bebra, wo er Ende März ankam. Zu Fuss wanderte er nun bis Weissenhasel. Der Kriegsgefangene Roger Méallet war durch seine Ehefrau schon von dem Kommen des Angeschuldigten benachrichtigt, und zwar verständigten sich die Eheleute Méallet dadurch, dass die Zusammenstellung des jeweils ersten Buchstabens der Sätze ihrer Briefe eine besondere Mitteilung ergab. In Weissenhasel setzte sich der Angeschuldigte durch einen anderen französischen Kriegsgefangenen mit dem Méallet in Verbindung und verabredete mit ihm die Flucht. Méallet entwich aus der Gefangenschaft, traf sich mit dem Angeschuldigten im Walde, zog seine Zivilkleider an und wanderte mit ihm nach Bebra. Sie fuhren dann zur französischen Grenze, überschritten diese ebenfalls auf illegalem Wege und reisten durch Frankreich über Charleville nach Laon. Von Laon fuhren sie mit Hilfe französischer Bahnpostbeamter, die sie wieder hinter Postsäcken versteckten, nach Paris. Von Paris fuhren sie nach Nevers, überschritten hier auf illegalem Wege die Demarkationslinie und reisten dann weiter nach Orcival, wo sie am 5. April 1941 ankamen. Dem Angeschuldigten waren von den 20'000 Francs die er als Reisegeld bekommen hatte, 4'000 Francs verblieben. Diese behielt er, da die Eheleute Méallet das Geld nicht zurückforderten. Der Angeschuldigte wurde jetzt im Dorfe bestürmt, auch andere französische Kriegsgefangene nach Frankreich zurückzuholen. Auf Bitten des Gutsbesitzers Jean Maillet willigte er ein, dessen Schwiegersohn Jean Beaudonnat aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien. Aus Briefen des Beaudonnat entnahm er, dass der Kriegsgefangene sich im

Orte Hahn im Taunus befinden musste. Er erhielt vom Gutsbesitzer Mailet 20'000 Francs und Zivilkleider für den Gefangenen. Er fuhr am 16. April 1941 aus Orcival mit der Bahn nach Lurcy-Levy, ging zu Fuss zum Orte Veudre, wo er die Demarkationslinie auf illegalem Wege überschritt und begab sich nach Paris. Hier besorgte ihm ein bekannter französischer Polizeikommissar einen falschen Aufenthaltswausweis auf den Namen Roger Bony. Von Paris fuhr er dann nach Anzy und wanderte auf illegalem Wege über die Grenze in das sogenannte verbotene Gebiet. Er begab sich über Laon und Brüssel zur deutsch-belgischen Grenze, überschritt sie auf illegalem Wege und fuhr über Aachen, Köln, Wiesbaden nach Hahn, wo er am 30. April 1941 eintraf. Hier ging er in die Nähe der Gefangenenunterkunft, verständigte sich mit dem Kriegsgefangenen Beadonnat, den er von früher persönlich kannte, und verabredete die Flucht. Nachts trafen sie sich im Walde. Der Kriegsgefangene zog sich um, und sie wanderten nach Wiesbaden. Von hier aus fuhren sie nach Eupen und gingen auf illegalem Wege über die Grenze nach Belgien. Sie reisten nach Laon und wurden mit Hilfe der französischen Postbeamten nach Paris gebracht. Auf illegalem Wege überschritten sie die Demarkationslinie und kamen ins unbesetzte Frankreich. Am 5. oder 6. Mai 1941 trafen sie in Orcival ein. Der Angeschuldigte hatte den Reisevorschuss von 20'000 Francs aufgebraucht. Er bekam jetzt von Mailet eine Belohnung von 60'000 (?) Francs.

Der Angeschuldigte wurde jetzt abermals bestürmt, weitere Kriegsgefangene aus der Gefangenschaft zu befreien. Er erklärte sich bereit, noch den Kriegsgefangenen Roger Bertin, der auf einem Arbeitskommando bei Reetz NM. sein sollte, und den Kriegsgefangenen Jean Malet, der sich in einem Lager bei Greifswald aufhalten sollte, zurückzuholen. Für die Befreiung des Gefangenen Bertin wurde ihm eine angemessene Belohnung versprochen und für die Befreiung des Malet bekam er 15'000 Francs Reisekostenvorschuss. Mit Zivilsachen für zwei Personen fuhr er Anfang Juli 1941 wieder aus Orcival ab. Er reiste über Clermont nach Moulins, wo er sich einen falschen Grenzübertrittschein besorgte und die Demarkationslinie überschritt. Über Paris fuhr er nach

Laon, wo ihn der französische Postbeamte, der ihm früher schon behilflich gewesen war, eine Armbinde als Eisenbahnhelfer gab, wodurch er die Rote Zone passieren konnte. Von Laon überschritt er die belgische Grenze auf gleiche Weise wie in den früheren Fällen. Über Eupen, Köln, Hannover, Berlin, Stettin, Stargard fuhr er dann nach Reetz/Nm wo er am 22. Juli 1941 ankam. Hier fragte er zwei französische Kriegsgefangene nach dem Kriegsgefangenen Bertin. Die Gefangenen erklärten sich bereit, nach Bertin zu forschen und ihm am nächsten Tag Bescheid zu geben. Am nächsten Tag kamen die Gefangenen und sagten, der Gefangene Bertin sei hier nicht bekannt, er werde sich vielleicht in dem Dorfe Altenwedel aufhalten. Der Angeschuldigte ging jetzt nach Altenwedel. Hier fragte er einen Kriegsgefangenen nach dem Gefangenen Bertin. Der Gefangene erklärte, Bertin sei hier und er werde ihn benachrichtigen. Nach kurzer Zeit kam der Gefangene wieder und zeigte ihm den Weg zu dem Bauern, wo Bertin beschäftigt sei. Gleich darauf kam der Amtsvorsteher aus Altenwedel, dem der Angeschuldigte in der Feldmark aufgefallen war und nahm ihn fest. Den Koffer mit den Zivilsachen für die Kriegsgefangenen hatte der Angeschuldigte neben dem Friedhof in Reetz versteckt. In dem Notizbuch des Angeschuldigten und auf einzelnen Zetteln wurden noch 11 Anschriften von Kriegsgefangenen gefunden, die er befreien wollte. Der Angeschuldigte hatte bei sich an Geldbeträgen 419,17 RM, 40 F. Francs, 10,50 RM ausser Kurs gesetztes deutsches Geld und 22 Geldmünzen verschiedener Art. Er hatte das deutsche Geld in Gaststätten in Paris von Privatpersonen eingewechselt erhalten.

Der Angeschuldigte ist geständig. Hinsichtlich der von ihm befreiten französischen Kriegsgefangenen haben die Feststellungen ergeben, dass die Gefangenen Roger Méallet am 29.3.1941 vom Arbeitskommando 805 in Weissenhasel und Jean Beaudonnat am 1.5.1941 vom Kriegsgefangenenarbeitskommando Bleidenstadt tatsächlich geflüchtet und bisher nicht ergriffen worden sind. Hinsichtlich des vom Angeschuldigten angeführten französischen Kriegsgefangenen Bony liess sich das zuständige Kriegsgefangenenstammlager nicht mehr ermitteln.

## **Beweismittel: Geständnis**

Es wird beantragt

Die Hauptverhandlung vor dem Sondergericht in Stettin anzuordnen  
und Haftfortdauer zu beschliessen.

gez. Dr. Raasch.

Ich, unterzeichneter Roger Bony, wohnhaft in Orcival, Puy-de-Dôme, ehemaliger Frontsoldat und Kriegsgefangener, bestätige bei meiner Ehre, dass Herr Walter Ulrich, schweizerischer Staatsangehöriger, von 1938 bis 1941 bei meinem Vater Marcel Bony, Milchhändler in Orcival, als Käser angestellt war.

Nachdem er durch eine Postkarte (übermittelt durch Herrn Quenelisse) von meinem Aufenthaltsort Kenntnis bekommen hatte, begab er sich nach Bourg-Fidèle in den Ardennen und verhalf mir zur Flucht, indem er mir Geld und Kleider brachte (anfangs zweite Hälfte Januar 1941). Unter seiner Führung gelang es uns, nach Orcival zurückzukehren.

Ausgestellt in Orcival am  
28. April 1983 *R. Bony*

Je soussigné Bont Roger  
domicilié à Orcival Pont-De-Dôme  
ancien combattant et prisonnier  
de guerre

Atteste sur l'honneur

M<sup>onsieur</sup> Walter Ulrich, de nationalité  
suisse était enrôlé comme promigier  
chez mon père BONT Marcel lauréat à  
Orcival de 1938 à 1941

Après avoir par carte interrogé (cette  
par M<sup>onsieur</sup> Queneliste) mon lieu de captivité  
il s'est rendu à Bourgs-Fidèle Ardennes  
et m'a permis de m'évader, en m'apportant  
argent et vêtements début 2<sup>e</sup> quinzaine Janvier 1941  
Sous ses directives nous avons  
pu rentrer à Orcival

Fait à Orcival 28 avril 1983

R Bont



Photocopies certifiées conformes

à l'original

Orcival, le

2 mai 83

Le Maire

to. 1000



## Bestätigung

Ich, unterzeichneter Roger Méallet, pensionierter Lehrer, wohnhaft an der Route de Clermont 4 in Billom (Puy-de-Dôme), von 1930-1962 Lehrer und Gemeindeschreiber in Orcival (Puy-de-Dôme), ehemaliger Frontsoldat und entwichener Kriegsgefangener, bestätige bei meiner Ehre:

1. dass Herr Walter Ulrich, schweizerischer Staatsangehöriger, zurzeit wohnhaft in 6000 Luzern, Kreuzbuchstr. 5, Schweiz, von 1938 bis 1942 [sic!] in der Milchhandlung Marcel Bony in Orcival als Käser gearbeitet hat;
2. dass er drei französischen Kriegsgefangenen aus Orcival zur Flucht verhelfen hat, indem er sich an den Ort ihrer Gefangenschaft begab:
  - BONY Roger (Ende 1940 oder Anfang 1941) – in Gefangenschaft in einem Fronstalag;
  - mir selbst (April 1941) – in Gefangenschaft in Deutschland (Stalag IX A);
  - BEAUDONNAT Jean (Mai oder Juni 1941) – in Gefangenschaft in Deutschland.
3. dass er, nachdem er erneut nach Deutschland eingedrungen war und einen vierten Kriegsgefangenen zu befreien versucht hatte, von den Deutschen verhaftet und ins Gefängnis gesteckt wurde (1941). Nach seiner Befreiung durch die Russen kehrte er im Mai 1945 nach Orcival zurück.

Ausgestellt in Billom am 14.  
August 1967 *Méallet*

## ATTESTATION

Je soussigné, MEALLET Roger, instituteur honoraire, domicilié 4, route de Clermont, à Billom (Puy-de-Dôme) et précédemment instituteur public et secrétaire de mairie à Orcival (Puy-de-Dôme) de 1938 à 1962, ancien combattant, prisonnier de guerre évadé, atteste sur l'honneur:

1<sup>o</sup> que M. WALTER Ulrich, de nationalité suisse, actuellement domicilié 6 000 Lucerne - Kreuzbuchstr. 5 - SUISSE - a exercé de 1938 à 1942 la profession de fromager à la Lanterne BONY Marcel à Orcival;

2<sup>o</sup> qu'il a, en se rendant sur les lieux de leur captivité, permis l'évasion de 3 prisonniers de guerre français domiciliés à Orcival:

- Bony Roger (fin 1940 ou début 1941) - en captivité dans un frontstalag;
- moi-même (avril 1941) - en captivité en Allemagne (stalag IX A);
- BEAUDONNAT Jean (mai ou juin 1941) - en captivité en Allemagne.

3<sup>o</sup> que - ayant pénétré une nouvelle fois en Allemagne pour tenter de faire évader un 4<sup>e</sup> prisonnier de guerre français - a été arrêté par les Allemands et incarcéré (1941). Libéré par les Russes, est revenu à Orcival en mai 1945.

Fait à Billom, le 14 août 1967

*Meallet*



Photocopie certifiée conforme

à l'original

Orcival, le 21 août 87

Le Maire,

*[Signature]*

Orcival, 1.5.1983

Ich, unterzeichnete Frau Aimée Beadonnat, wohnhaft in 63210 Orcival, bestätige, dass Herr Walter Ulrich meinen heute verstorbenen Mann Herrn Jean Beadonnat aus dem Stalag 12 A in Deutschland geholt und am 7. Mai 1941 nach Orcival zurückgebracht hat.

*A. Beadonnat*

Orcival, le 01 / 05 / 1983 ;

Je , sousignée, Madame BEAUDONNAT Aimée,  
demeurant à Orcival - 63210 -, certifie que Monsieur WALTER  
ULRICH est allé chercher mon mari, Monsieur BEAUDONNAT Jean,  
aujourd'hui décédé, qui était alors prisonnier en Allemagne  
au Stalag 12 A, et l'a ramené à Orcival, le 7 Mai 1941.

*A. Beaudonnat*



Photocopies certifiées conforme  
à l'original

Orcival, le 2 Mai 83

*[Signature]*

## Bestätigung

Ich, unterzeichneter Lucien Boyer, wohnhaft in Chambert, Gemeinde Orcival, Bürgermeister der Gemeinde Orcival (Puy-de-Dôme) von 1947 bis 1977, bestätige bei meiner Ehre, dass Herr Walter Ulrich, Schweizer, 1938-1942 [sic!] Käser in der Milchhandlung Marcel Bony in Orcival, sich nach Deutschland begeben hat, um drei französische Gefangene zu befreien. Diese Gefangenen sind:

BONY Roger, wohnhaft in Orcival, in einem Fronstalag in Gefangenschaft (Ende 1940 oder Anfang 1941)

MÉALLET Roger (April 1941), in Gefangenschaft im Stalag IX A in Deutschland (†)

BEAUDONNAT Jean (Mai oder Juni 1941) in Gefangenschaft in Deutschland (†)

Bestätigt nach bestem Wissen und Gewissen.

Ausgestellt in Orcival am  
27. April 1983  
Lucien Boyer, ehemaliger  
Bürgermeister von Orcival

Attestation

Je soussigné BOYER Lucien, domicilié à Champeix  
comm. d'ORCIVAL, ancien Maire de la Comm. d'Orcival  
(Vuy de Doin) de 1947 à 1977, certifié sur l'honneur  
que M. WALTER Merck, (Suisse) exerçant la  
profession de fournisseur à la laiterie BONY marcal  
à ORCIVAL, de 1938 à 1941, a fait évader  
trois prisonniers français, en se rendant en  
Allemagne.

Ces prisonniers sont :

BONY Roger, domicilié à ORCIVAL, en captivité  
dans un fossé (juin 1940 au début 1941)

MEALLET Roger (avril 1941) en captivité en  
Allemagne Stalag IXA, (maintenant décédé)

BEAUDONNAT Jean (mai ou juin 1941) en  
captivité en Allemagne (maintenant décédé).

Certifié Suisse et véritable.

Fait à Orcival le 27 avril 1983.

BOYER Lucien, ancien Maire d'Orcival.

*Lucien Boyer*



Photocopies certifiées conformes

à l'original

le 2 mai 83  
Le Maire,

*Lucien Boyer*